



Karl-Franzens-Universität Graz
Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften



Masterarbeit

Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades
einer Magistra der Philosophie

vorgelegt von

Katrin Ettl Bakk.^a phil.

an der Umwelt-, Regional- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät
der Karl-Franzens-Universität Graz
am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften

Begutachter: Ao.Univ.-Prof. Mag.rer.nat. Dr.phil. Arno Heimgartner

Graz, 2012

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht. Die vorliegende Fassung entspricht der eingereichten elektronischen Version.

Datum:

Unterschrift:

Ein großes Dankeschön an...

meine Eltern, die mir die Möglichkeit geboten haben, das Sozialpädagogik Studium in Graz in Angriff zu nehmen und mich finanziell aber auch mental unterstützt haben. Vor allem dieser Rückhalt und das Vertrauen, welches sie mir immer entgegenbrachten, ermöglichten mir eine Weiterentwicklung auf individueller Ebene. Auch meinen Brüdern, ihren Partnerinnen und Kindern möchte ich danke sagen für viele ablenkende und abwechslungsreiche Stunden in Oberösterreich.

meinen Partner, der trotz meiner Launen und Selbstzweifel, welche sich aufgrund dieser Arbeit ergaben, an meiner Seite war und mich durch positiven Zuspruch ein Stück näher an mein Ziel gebracht hat.

alle meine Freundinnen, inklusive dem Pressure Team und der Raupe Nimmersatt, die mich während dieser Zeit unterstützt und mich von Zweifel und Sorgen abgelenkt haben und bei Problemen als Gesprächspartnerinnen zur Verfügung standen.

Herrn Prof. Heimgartner für die Betreuung dieser Masterarbeit und für die Beantwortung diesbezüglicher Fragen und Unklarheiten.

die Jugendlichen und die Jugendzentren und -treffs, die sich für die Durchführung der Gruppendiskussionen bereitgestellt haben und für die problemlose Abwicklung dieser.

Zusammenfassung der Masterarbeit

In dieser Forschungsarbeit werden der Zusammenhang und die Bedeutung von Gender, der Sozialpädagogik und den daraus entstehenden Geschlechterverhältnissen in der Offenen Jugendarbeit aufgezeigt. Der theoretische Fokus liegt auf der sozialen Konstruktion von Geschlecht und den daraus resultierenden Auswirkungen für JugendarbeiterInnen und Jugendliche. Dabei wird einerseits ein Einblick in verschiedene Methoden der Offenen Jugendarbeit geboten, aber andererseits auch die noch immer bestehenden Ungleichverhältnisse zwischen Frauen und Männern skizziert.

Der empirische Teil setzt sich ausgehend von den Geschlechterverhältnissen, die in der Gesellschaft vorherrschen, mit Ansichten von Jugendlichen über Weiblichkeit und Männlichkeit auseinander. „*Welche Geschlechterrollenbilder haben Jugendliche von Frauen und Männern?*“ Dieser Forschungsfrage wurde anhand von drei Gruppendiskussionen in verschiedenen steirischen Jugendtreffs nachgegangen. Als fortschrittliches Ergebnis kann die Tatsache gewertet werden, dass ein Großteil der befragten Jugendlichen ein relativ offenes Verständnis von weiblich und männlich haben und auch dementsprechend emanzipiert denken. Eher veraltete Rollenbilder wurden vor allem bei Themen wie Kindererziehung und Haushaltsführung sichtbar. Allgemein gibt es aber zwischen den weiblichen und männlichen Jugendlichen keine signifikanten Meinungsunterschiede bezüglich ihrer Rollenbilder.

In Bezug auf die teilnehmenden Jugendlichen kann ein positiver und fortschrittlicher Trend in Richtung Gleichstellung zwischen Frauen und Männern festgestellt werden. Durch diese Forschungsarbeit wird aber auch klar ersichtlich, dass eine geschlechtersensible Jugendarbeit weiter an der Dekonstruktion von veralteten Geschlechterrollenbildern arbeiten muss, um positive Veränderungen zu festigen und eine Basis für die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern schaffen zu können.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitende Worte.....	10
2.	Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik	11
2.1	Der Begriff „Gender“	12
2.2	Warum ist die Kategorie Geschlecht für die Sozialpädagogik wichtig?	16
2.3	Gender Mainstreaming.....	18
3.	Offene Jugendarbeit	21
3.1	Skizzierung der Offenen Jugendarbeit	21
3.2	Prinzipien der Offenen Jugendarbeit	25
3.3	Organisationsformen der Offenen Jugendarbeit.....	28
3.3.1	Jugendzentrum.....	29
3.3.2	Jugendtreff.....	30
3.4	Besonderheiten der Zielgruppe Offener Jugendarbeit	31
3.4.1	Jugendliche sind Mädchen und Jungen.....	31
3.4.2	Jugendliche in Cliques	33
4.	Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“	35
4.1	Mädchenarbeit.....	38
4.1.1	Die Entstehung der Mädchenarbeit	38
4.1.2	Prinzipien und Ziele der Mädchenarbeit	39
4.2	Bubenarbeit	42
4.2.1	Die Entstehung der Bubenarbeit.....	42
4.2.2	Prinzipien und Ziele der Bubenarbeit.....	45
4.3	Überkreuzungspädagogik	50
4.4	Reflexive Koedukation	51
5.	Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen	53
5.1	Welche Rollenbilder herrschen in der Gesellschaft vor?	53

5.1.1	Historischer Rückblick	53
5.1.2	Rollenbilder in der Gegenwart.....	55
5.2	Wie entstehen diese Rollenbilder?	57
5.2.1	Weibliche Sozialisation und Identitätsbildung	59
5.2.2	Männliche Sozialisation und Identitätsbildung	64
5.3	Unterschiedliche Geschlechterverhältnisse?	67
5.3.1	Erwerbsarbeit vs. Sorgearbeit.....	68
5.3.2	Exkurs: Sozialpädagoginnen vs. Sozialpädagogen	71
6.	Forschungsdesign	73
6.1	Forschungsfragen	73
6.2	Methode	73
6.3	Stichprobe	75
6.4	Durchführung	76
7.	Auswertung und Interpretation	77
7.1	Geschlechtsspezifische Eigenschaften	78
7.2	Naturbedingtheit.....	81
7.3	Kindererziehung/Väterkarenz.....	82
7.4	Berufstätigkeit	83
7.5	Hausarbeit.....	85
7.6	Wissenschaft/Führungspositionen	87
7.7	Technik.....	88
7.8	Gleichheit (?)	89
8.	Resümee.....	91
9.	Literaturverzeichnis	94
10.	Abbildungsverzeichnis	100
11.	Anhang	100

I Theorieteil

1. Einleitende Worte

Diese Masterarbeit beschäftigt sich mit dem Thema „Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit“ und steht somit auch im Zusammenhang mit den Geschlechterverhältnissen, die in der Gesellschaft vorzufinden sind. Der Blick soll aber nicht nur auf theoretische Konzepte gerichtet werden, sondern auch die Perspektive Jugendlicher hinsichtlich ihrer Vorstellungen von Geschlecht soll berücksichtigt werden.

Die zentrale Forschungsfrage hierzu lautet: *Welche Geschlechterrollenbilder haben Jugendliche von Frauen und Männern?* Um diese Frage beantworten zu können teilt sich die Arbeit in einen Theorieteil, der die Basis und theoretische Fundierung in Bezug auf das Thema Gender und Sozialpädagogik darstellen soll und einen Empirieteil, der die Perspektive einzelner Jugendlicher in den Blick nimmt.

Der schon angesprochene Theorieteil befasst sich zuerst mit dem Thema Gender, also einer Begriffsbestimmung und dessen Herkunftsgeschichte, um die Konstruktion und Herstellung der Geschlechterhierarchie zwischen Frauen und Männern zu verdeutlichen und um auf die unterschiedliche Verteilung der Machtverhältnisse in der Gesellschaft hinzuweisen. In einem zweiten Schritt wird die Offene Jugendarbeit kurz skizziert, da die Forschungsarbeit von Jugendlichen der Offenen Jugendarbeit handelt und somit eine theoretische Fundierung bekommt. In einem dritten Schritt kommt es zur Verbindung des Themas Gender und der Offenen Jugendarbeit, indem die Bedeutung dieses Bündnisses erläutert wird, sowie auf Mädchenarbeit und Jungenarbeit in der Offenen Jugendarbeit genauer eingegangen wird. So wird versucht den Status Quo der bisherigen Forschung in diesem Bereich aufzuzeigen und die Bedeutung der geschlechterneutralisierenden Arbeit mit Mädchen und Jungen hervorzuheben. All diese Kapitel kumulieren im abschließenden Teil der theoretischen Fundierung, nämlich dem Kapitel „Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen“. Hierbei liegt der Fokus auf den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und deren Einfluss auf Heranwachsende. Wie kommt es zur Geschlechterrollenübernahme?

Wie wirkt sich die geschlechtsspezifische Sozialisation auf Mädchen und Jungen im Speziellen aus? Welche Unterschiede entstehen dadurch im Alltagsleben für Kinder, Jugendliche und Erwachsene? Dies sind Fragen, welche im letzten Kapitel beantwortet werden und als eine Überleitung für den empirischen Teil dienen.

In diesem wird der Fokus, wie schon weiter oben erwähnt, auf die Meinung und Perspektive der Jugendlichen gelegt. Anhand von Gruppendiskussionen (siehe Kap. 6.2.1) wird der Standpunkt der Jugendlichen eingeholt und anschließend mit Hilfe der theoretischen Basis interpretiert. Es soll also vor allem darum gehen, die Ansichten der weiblichen und männlichen Jugendlichen bezüglich des Themas Gender bzw. der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse zu erfassen, um aufzuzeigen, ob eine Veränderung der traditionellen Geschlechterrollenbilder stattgefunden hat oder nicht. Ebenso soll, sofern es einen Wandel der Rollenbilder gegeben hat, dieser dargelegt und erörtert werden.

Die Arbeit versucht also einerseits die bestehenden Geschlechterverhältnisse aufzuzeigen und kritisch zu hinterfragen, aber andererseits auch die bestehenden Veränderungen in den Blick zu nehmen. Anhand der Meinungen der befragten Jugendlichen, also der neuen Generation von Erwachsenen, soll der mögliche gesellschaftliche Wandel verdeutlicht werden.

2. Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik

Im ersten Kapitel wird der Frage nachgegangen, woher der Begriff Gender kommt, was er bedeutet und wie er mit der Sozialpädagogik verknüpft ist bzw. in der Zukunft noch verknüpft werden kann. Wichtig ist hierbei der Blick darauf, dass die Geschlechterverhältnisse, wie sie gegenwärtig existieren, keine natürliche Gegebenheit sind, sondern ein gesellschaftliches Konstrukt darstellen. Im Gegensatz dazu stehen die in der Gesellschaft vertretenen Ansichten:

„Die alltäglichen Vorstellungen, die Menschen mit Geschlecht verbinden, orientieren sich an der Unterstellung einer natürlichen und unveränderbaren Differenz zwischen Frauen und Männer, die sich in unterschiedlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen manifestiert und in letzter Konsequenz anatomisch begründet ist“ (Bereswill/Ehlert 2008, S. 143).

2. Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik

Diese Differenz, welche zwischen Frauen und Männern konstruiert wird und auf Natur und Biologie bezogen wird, wird im folgenden Kapitel genauer erläutert.

2.1 Der Begriff „Gender“

Gleich zu Beginn sollte der Frage nachgegangen werden, wie genau der Begriff Gender entstanden ist und welchen Ausgangspunkt dieser Begriff hat.

Um sich also der Begrifflichkeit anzunähern ist es von Bedeutung einen geschichtlichen Exkurs zur Entstehung der Geschlechterhierarchie in der westlichen Gesellschaft zu machen. Die dualistische Einteilung in Frau und Mann und vor allem die jeweiligen Zuschreibungen von Eigenschaften gibt es nicht schon seit Anbeginn der Zeit. Dies konstatiert auch Karin Hausen in ihrem Text „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“. Wie dieser Titel schon zeigt, führt sie den Begriff der „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976, S. 370) in den wissenschaftlichen Diskurs ein. Damit sind geschlechtsspezifische Zuschreibungen für Frauen und Männer gemeint, welche auch heute noch ihre Geltung haben. Hierzu zählt beispielsweise die Trennung der häuslichen und beruflichen Sphäre und passend dazu gibt es Charaktereigenschaften, die Frauen und Männer beschreiben:

Frau	Mann
Häusliches Leben	Öffentliches Leben
Passiv	Aktiv
Abhängig	Selbstständig
Anpassung	Durchsetzungsvermögen
Gefühl	Geist

(vgl. Hausen 1976, S. 368).

Diese Aufzählung zeigt ein klares Bild: Die Männer sind für den öffentlichen Bereich, somit für die Erwerbsarbeit und „geistig wertvolle“ Dinge zuständig. Die Frauen hingegen werden als das jeweilige Gegenteil beschrieben. Sie sind angeblich Gefühlsmenschen, die angepasst an den Mann leben.

Allgemein braucht es, um Unterscheidungen machen zu können, immer eine Differenz, etwas Anderes, ein Gegenteil. Diese Unterscheidungen, die stark in unser binäres System der Geschlechter eingepägt sind, gibt es, wie Hausen festhält, erst seit 1800. Zuvor gab es keine so starke geschlechtsspezifische Trennung. Frauen und Männer arbeiteten gemeinsam in einem Haushalt zusammen. Die Hierarchie bestand nicht in Bezug auf Frauen und Männer, sondern in Bezug auf die unterschiedlichen Stände. Durch die Französische Revolution, an der auch Frauen beteiligt waren, wurde auf das Naturrecht (alle Menschen sind von Natur aus frei) plädiert. Die beteiligten Frauen, die sich ihre Rechte erkämpfen wollten, wurden, um sie klein zu halten, von den Männern unterdrückt, somit in das Private verdrängt und folglich der Natur untergeordnet. Mit dieser Konnotation des Privaten hingen auch die schon erwähnten spezifischen Geschlechtscharaktereigenschaften zusammen. So wurde den Frauen die Familienversorgung und Fürsorge zugeschrieben, da sie aufgrund ihrer angeblichen Natur dafür geschaffen waren und den Männern, die den Frauen angeblich überlegen waren, wurde der öffentliche Bereich zugeteilt (vgl. Hausen 1976, S. 367ff.). Dieser geschichtliche Exkurs veranschaulicht, dass die Differenzierung zwischen Frauen und Männern aktiv konstruiert wurde und auch heute noch wird und nicht einfach aufgrund der Biologie oder Natur existiert.

In Bezug auf die Konstruktion bzw. die Gemachtheit von Geschlecht schreibt auch Rose, dass Geschlecht, genauer gesagt die Differenzierung eine kulturelle Konstruktionsleistung ist und dass erst durch soziale Interaktion dem Körper Bedeutung zugeschrieben wird. Sie spricht hierbei von einem „Doing Gender“ (vgl. Rose 2007, S. 6). Doing Gender meint also das tägliche Handeln von Personen als Frau oder als Mann. Jede/r Einzelne konstruiert und rekonstruiert daher jeden Tag ihr/sein Geschlecht. Dies geschieht immer in Bezug auf die Gesellschaft, die ein klares Bild von Frauen und Männern vertritt.

„Dass es zwei Geschlechter gibt, gehört zum allgemeinen Wissensbestand eines jeden kompetenten Gesellschaftsmitglieds. [...] Frauen und Männer werden nicht nur hinsichtlich ihrer Körper oder ihrer Reproduktionskompetenzen als unterschiedlich wahrgenommen, die Differenzen werden auch auf ihr Handeln, Denken und Fühlen ausgedehnt“ (Alder/Lenz 2010, S. 16).

Es gibt also, so die Meinung vieler Mitmenschen, zwei Geschlechter, denen Eigenschaften zugeschrieben werden. Wobei zu sagen bleibt, dass den meisten Männern eher positiv konnotierte Zuschreibungen zukommen, während Frauen überwiegend, wie schon erwähnt, eher das Gegenteil erleben.

2. Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik

Zusätzlich dazu wird ein bestimmtes geschlechtsspezifisches Verhalten von Individuen erwartet, um als funktionierendes Mitglied der jeweiligen Gesellschaft anerkannt zu werden. Für Frauen wäre dies beispielsweise, sich um die Kinder zu kümmern und den Haushalt zu führen, während Männer ihre Karrieren verfolgen. Dies entspricht unter anderem der Gegenüberstellung von Karin Hausen und veranschaulicht, wie sehr die Gesellschaft immer noch an traditionellen Rollenbildern von Frauen und Männern festhält. Das bedeutet weiters, dass Frauen immer noch mehr mit der Biologie bzw. der Natur in Verbindung gebracht werden.

DOING GENDER

Um bei dem Begriff Biologie zu bleiben, so lässt sich, bezüglich der Geschlechterforschung die Unterscheidung „sex“ und „gender“ anführen. Alder und Lenz geben an, dass mit „sex“ das biologische Geschlecht gemeint ist und „gender“ die sozialen, kulturellen Zuschreibungen bezeichnet (vgl. Alder/Lenz 2010, S. 15). Mit dieser Unterscheidung sollte vor allem gezeigt werden, dass das Geschlecht nichts von Natur aus Gegebenes ist, sondern einem Konstruktionsprozess unterliegt. Einzelne Individuen rekonstruieren durch ihr persönliches „doing gender“ ihr Geschlecht immer wieder neu. Allgemein sehen Alder und Lenz Geschlecht verknüpft mit sozialen Beziehungen, kulturellen Denkmustern, Attribuierung und mit sozialer Interaktion (vgl. ebd., S. 21). Die Kategorie Geschlecht setzt sich demnach aus der individuellen Konstruktion, der Interaktion mit anderen Individuen und den kulturell vorgegebenen Normen der Zweigeschlechtlichkeit zusammen. Somit wird nicht nur das persönliche „doing gender“ angesprochen, sondern auch die Zusammenhänge mit anderen Menschen und der bestehenden Gesellschaftsstruktur. Auch Robert Stoller konstatiert, so Hof,

„daß das Verhältnis zwischen den physiologischen Geschlechtsmerkmalen und unseren gängigen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepten sehr viel komplexer sei als bisher angenommen, nicht so sehr biologisch als viel mehr von Konventionen und Sozialisationsprozessen bestimmt“ (Hof 2005, S. 12).

In diesem Zitat wird ebenso von einer Konstruktion hinter der Fassade der natürlichen Geschlechter ausgegangen. Die Unterscheidung der Geschlechter bezieht sich im alltäglichen Verständnis auf den unterschiedlichen Körperbau von Frau und Mann, welcher natürlich

gegeben ist und gleichzeitig als Ausgangspunkt für geschlechtstypische Zuschreibungen dient.

Im Gegensatz dazu verortet Rose Geschlecht oder Geschlechtlichkeit nicht als feststehendes Identitätsmerkmal, welches Frauen und Männer besitzen, sondern als etwas interaktiv Erschaffenes. Es ist daher ein Akt performativen Handelns (vgl. Rose 2007, S. 15). Die Autorin weist darauf hin, dass Geschlecht nichts Eindeutiges bzw. Feststehendes ist, sondern sich durch die Interaktion der Individuen verändern kann.

UNDOING GENDER

Anhand des Begriffs Veränderung, zeigt sich auch eine Möglichkeit, wie Geschlechterverhältnisse aufgelockert werden können. Das Konzept des „undoing gender“ rückt hier in den Mittelpunkt. Dabei handelt es sich, so Adler und Lenz, um eine Strategie „des Nicht-Notiznehmens und Neutralisierens von Geschlecht“ (Adler/Lenz 2011, S. 23). Dieses Konzept ist klar auf die explizite Vermeidung von „typischen“ Geschlechterhandlungen ausgerichtet und soll genau dadurch die in der Gesellschaft sehr eindeutigen Geschlechterrollen und Merkmale auflockern bzw. ihnen entgegenwirken.

Um die Reproduktion der unterschiedlichen Geschlechter- bzw. Machtverhältnisse aufzubrechen, kann das Konzept des „undoing gender“ eine wirksame Methode sein. Auch Rose schreibt hierzu: *„Was konstruiert ist und wird, kann auch dekonstruiert sein und werden. Was erdacht wird, kann auch anders gedacht werden. Was in eine spezifische Praxis gegossen wird, kann auch in eine andere Praxis gegossen werden“* (Rose 2007, S. 7). Dieses Zitat unterstreicht den Gedanken der Dekonstruktion und zeigt gleichzeitig die Möglichkeiten der Sozialpädagogik bzw. der Sozialen Arbeit auf, an einer Veränderung der Verhältnisse zu arbeiten.

Es stellt sich die Frage, warum an den alten Geschlechterverhältnissen festgehalten wird, welche die Menschheit in zwei Kategorien einteilen, nämlich in Frauen und Männer? Sollte Soziale Arbeit nicht viel mehr auf die Unterschiedlichkeit der einzelnen Personen eingehen, anstatt sie in eine Kategorie einzuordnen und wie nach Rezept Probleme zu behandeln?

2.2 Warum ist die Kategorie Geschlecht für die Sozialpädagogik wichtig?

Wie schon erwähnt, ist Geschlecht eine relevante Kategorie anhand derer Unterscheidungen in der Gesellschaft getätigt werden. Wenn Soziale Arbeit/Sozialpädagogik den Anspruch hat gerechte Verhältnisse zwischen Männern und Frauen herzustellen, so die Autorin Rose, tritt die Thematik Gender in den Vordergrund. Denn es tauchen immer wieder geschlechtsbezogene Ausschluss- und Einschlussmechanismen in der Gesellschaft auf (vgl. Rose 2007, S. 19). Gender entlarvt sich also als eine Strukturkategorie, die normierende Wirkung besitzt.

„Mit dem Begriff Strukturkategorie wird Gesellschaft als ein soziales Gefüge erfasst, das nach bestimmten Regeln und Organisationsprinzipien funktioniert. Solche Organisationsprinzipien [...] setzen soziale Gruppen einer Gesellschaft ins Verhältnis zueinander“ (Bereswill/Ehlert 2008, S. 144).

Frauen und Männer stehen also durch strukturelle Gegebenheiten in einem Verhältnis zueinander. Dieses Verhältnis ist jedoch ungleich und führt zur Festschreibung von traditionellen Geschlechterzuschreibungen. Durch dieses Ungleichverhältnis, welches in der Gesellschaft existiert, entstehen unterschiedliche Machtverhältnisse, die zwar schon aufgelockert werden, aber immer noch vorhanden sind. Auch Maurer ist der Meinung, dass sich an der gesellschaftlichen und familiären Arbeitsteilung etwas verändert hat, sich aber statistisch gesehen die Arbeitsteilung der Geschlechter immer noch als hartnäckig erweist. Weiters zeigt sich durch die bisher erlangten Errungenschaften auf dem Gebiet, eine Verminderung des Problembewusstseins in Hinblick auf die noch immer bestehenden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern (vgl. Maurer 2008, S. 191). Daher ist es wichtig, die Kategorie Geschlecht nicht aus den Augen zu verlieren und vor allem Mädchen und Frauen weiterhin spezifisch darüber aufzuklären und Angebote zu setzen, die für sie gemacht und für sie bestimmt sind. Eine Aufklärung darüber, dass Gender konstruiert ist und von jeder einzelnen Person immer wieder reproduziert und festgeschrieben wird, gilt hierbei als zentral.

Auch die Aufklärung über die Macht, die der strukturellen Kategorie Geschlecht zukommt, sollte von der Sozialpädagogik bzw. der Sozialen Arbeit angestrebt werden. Der Fokus sollte hierbei auf dem Versuch des „*Entgendering*“ (Maurer 2008, S. 187) bzw. einer „*Entdramatisierung der Geschlechterunterschiede*“ (Tischler 2010, S. 25) im Sinne einer Pädagogik der Vielfalt liegen. Dabei ist es bedeutend, auf die Bedürfnisse der einzelnen Personen einzugehen und den Blick von der Geschlechtlichkeit zu nehmen. Da Geschlecht aber omnipräsent

ist, bedarf es eines Bewusstseins über die Konstruktion von Geschlecht und einer Selbstreflektiertheit der SozialpädagogInnen, da diese auch von der Kategorie beeinflusst werden. So erläutert Rose, dass die Professionellen Frauen und Männer sind, also von Gender betroffen sind und ihr professionelles Handeln mit ihrem persönlichen „doing gender“ verschränkt ist (vgl. Rose 2007, S. 17). Da die SozialpädagogInnen auch in die dualistische Gesellschaft eingebunden sind und ihre Handlungen als Frauen und Männer davon geprägt sind, erschwert dies die Auseinandersetzung mit dem Thema Gender und macht es zu einem sehr polarisierenden Aspekt. Daher ist es, wie schon erwähnt, notwendig, reflektiert mit diesem Thema umzugehen. Rose schildert dies ähnlich. Gender ist ein Reizwort, das heftige Emotionen auslösen kann. Weiters ist Geschlecht in den einzelnen Situationen zwischen SozialpädagogInnen und AdressatInnen immer anwesend, daher sollte diese Thematik als Konzipierungs- und Reflexionskategorie in der Sozialen Arbeit immer miteinbezogen werden (vgl. Rose 2007, S. 17). In Hinblick auf Gendermainstreaming (siehe Kapitel 1.4) würde dies bedeuten, dass die Kategorie Geschlecht in allen Bereichen mitgedacht wird, eben auch in Konzepten der Sozialpädagogik und bei Reflexionsarbeiten. Zu bedenken ist auch, dass Geschlecht zwar omnipräsent ist, aber möglicherweise nicht in jeder Hilfesituation im Vordergrund steht. Jedoch sind die Handelnden immer an ihr von der Gesellschaft vorgegebenes Geschlecht gebunden und agieren davon ausgehend und gerade diese Einsicht der Gebundenheit an die Gesellschaft und der Konstruktion von Geschlecht kann Gender zu einem Tabuthema machen. Auch Rose legt dar, dass Menschen selbstbestimmte und autonome Individuen sein wollen, Gender aber aufzeigt, dass sie durch soziale Normen und Vorgaben zu dem werden, was sie sind (vgl. Rose 2007, S. 28). Dies verweist die Individuen darauf, dass sie keine Eigenkreationen sind, sondern von der Gesellschaft als Frauen und Männer geformt sind, denen bestimmte Eigenschaften und Handlungsweisen zugeschrieben werden. Diese haben sie zu erfüllen, oder mit Sanktionierung zu rechnen. Diese Sanktionen gehen vor allem von anderen Individuen aus, die sich „normal“ verhalten und „abnormales“ Handeln sofort erkennen und mit schrägen Blicken oder auch mit Beleidigungen kommentieren. Dies fängt beispielsweise schon bei Frauen oder Männern an, die sich nicht so weiblich oder männlich kleiden und sich auch nicht so verhalten. Sie werden von der Gesellschaft vielleicht noch nicht als „abnormal“ aber als „anders“ konnotiert aber bei Transgender-Personen fängt die Fassade der Gesellschaft zu bröckeln an und die Unsicherheit vieler Mitmenschen wird sichtbar. Denn dies stellt eine massive Abweichung der Norm dar. Jedoch zeigt Maurer auf, dass es

2. Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik

eine Veränderung bei den Geschlechtergrenzen gegeben hat und dadurch für Frauen und Männer neue Lebensmöglichkeiten sichtbar wurden (vgl. Maurer 2008, S. 193). Dies würde wiederum für die schon erwähnte Pädagogik der Vielfalt sprechen, die sich auf die unterschiedlichen Lebensweisen der einzelnen Individuen richtet und diese in den Blick nimmt. Sie also nicht in eine Schublade einordnet und mit passenden Eigenschaften etikettiert. Auch Tischler erklärt, dass die Tendenz weg von einer starren Identitätsentwicklung hin zu einer fluiden, variablen Identität führen sollte (vgl. Tischler 2010, S. 25). Da diese Entwicklung aber noch aussteht, muss die Sozialpädagogik vom Ist-Zustand ausgehen und die Differenz und Ungleichheit in der Gesellschaft zwischen Frauen und Männern zuerst aufzeigen und dann mit adäquaten Angeboten dagegen wirken.

2.3 Gender Mainstreaming

Um das Thema Gender bzw. Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft, kreist auch der Begriff Gender Mainstreaming.

Die Herkunft des Gender Mainstreaming Konzeptes geht auf die Dritte Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen 1985 in Nairobi zurück, wo Gender Mainstreaming zum ersten Mal als neue Strategie in der Gleichstellungspolitik vorgelegt wurde (vgl. Bergmann/Sorger 2007, S. 8). 1997 wurde dieses zur Erzielung von Gleichstellung entwickelte Konzept allgemein in den Amsterdamer Vertrag aufgenommen und verpflichtet damit die Mitgliedsstaaten der EU dieses Prinzip anzuwenden (vgl. Stiegler 2008, S. 19). Als eine Definition dieses Prinzips gilt jene des Europarats 1998:

„Gender Mainstreaming besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluation von Entscheidungsprozessen mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten Akteure und Akteurinnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einnehmen“ (Europarat 1998, o.S. zit.n. Stiegler 2008, S. 19).

Anders als einzelne Frauenförderprogramme zielt Gender Mainstreaming auf eine strukturelle Ebene ab. Dabei steht aber nicht die Förderung einzelner Geschlechtergruppen, sondern eine Gleichstellung von Frauen und Männern in allen Bereichen der Gesellschaft im Vordergrund. Im Bereich der Sozialpädagogik oder Sozialen Arbeit würde dies vor allem Insti-

tutionen und Organisationen betreffen, die soziale Dienstleistungen anbieten. Da es sich, wie schon erwähnt, um strukturelle Veränderungen in Bezug auf Gender handeln sollte.

„Im Idealfall wird Gender Mainstreaming als integrativer Prozess umgesetzt, d.h. das Thema Gleichstellung von Frauen und Männern zieht sich als roter Faden durch alle regulären Planungs- und Arbeitsprozesse: durch Analyse, Ziele, Umsetzung und Evaluierung“ (BMWFJ 2007, S. 43). Gender Mainstreaming dient also als roter Faden, an dem sich Institutionen, Organisationen und MitarbeiterInnen entlang des Themas Gender und Gleichstellung orientieren können. Auch Bentheim, May, Sturzenhecker und Winter gehen davon aus, dass Einrichtungen bezüglich Gender Mainstreaming darauf achten sollten, dass Angebote und Strukturen analysiert werden und die Interaktionsprozesse zwischen SozialpädagogInnen untereinander und im Austausch mit AdressatInnen reflektiert werden. Aber auch Zielformulierungen in Leitbildern und Konzepten sollten überdacht werden und durch facettenreiche Durchführungsformen von Projekten und adäquaten Evaluierungen unterwandert sein. Dies alles ist ein Prozess, der die Reflexivität von Institutionen erhöht und zur Weiterentwicklung beiträgt. Gender Mainstreaming kann also nicht einfach so adaptiert werden. (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 16). Es bedarf struktureller Änderungen, die sich nicht ad hoc durchführen lassen. Daraus lässt sich schließen, dass die Umsetzung des Gender Mainstreaming Konzeptes, eine nachhaltige Wirkung und somit eine Auswirkung auf die Geschlechterverhältnisse haben kann. Damit Gender Mainstreaming aber diese Nachhaltigkeit gewährleisten kann

„braucht es eine verbindliche Verpflichtung und Aufträge. Dazu zählen Zielvorgaben sowohl für die Gesamtorganisation als auch für die verschiedenen Arbeitsbereiche und eine Integration des Prinzips in die jeweiligen Tätigkeitsprofile und Arbeitsaufgaben aller MitarbeiterInnen. Um diese Aufträge erfüllen zu können, werden Unterstützungsangebote benötigt, die Sensibilisierung in Gleichstellungsfragen und den Transfer von Wissen und Methoden beinhalten“ (BMWFJ 2007, S. 42).

Das Konzept benötigt also klare Ziele, die durch das genderreflektierende Engagement der MitarbeiterInnen erreicht werden sollen. Verdeutlicht werden auch jene Anforderungen, die durch Gender Mainstreaming entstehen, eine Umstellung bedeuten, an der alle Personen innerhalb einer Organisation oder Institution beteiligt sind. Auch Stiegler geht davon aus, dass Gender Mainstreaming ein forderndes und niveauvolles Konzept ist, dessen Umsetzung einen Lernprozess für Einrichtungen aber auch für einzelne Frauen und Männer darstellt. (vgl. Stiegler 2008, S. 25). Auch wenn das Konzept auf struktureller Ebene ansetzt, so lässt

2. Der Begriff „Gender“ in der Sozialpädagogik

sich auch eine individuelle Betroffenheit feststellen. Diese Individuen, so konstatiert der fünfte Jugendbericht, sind sowohl Frauen als auch Männer. Dies bedeutet, dass Männer auch an dem Prozess des Gender Mainstreamings beteiligt sind (vgl. BMWFJ 2007, S. 42). Das Ziel aller sollte es sein, Gleichstellung zu ermöglichen und vor allem ein passendes Fundament dafür zu errichten. Ein Gleichstellungsfundament, auf welches weiter aufgebaut werden kann und das gleichzeitig fest in der Gesellschaft verankert wird.

Um diese Verankerung zu festigen, ist es wichtig zu beachten, dass auch SozialpädagogInnen von Gender Mainstreaming betroffen sind und über dieses Thema Bescheid wissen sollten. Die AdressatInnen stehen ebenso in Verbindung mit den Auswirkungen des Konzepts. Ihre Verhaltensweisen als Jungen und Mädchen treten in den Mittelpunkt, sowohl in homogenen als auch heterogenen Gruppen (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 18f.). Das Wissen über Gender Mainstreaming und vor allem die reale Einbeziehung in die Prozesse einer Organisation benötigt Personal, welches adäquate Maßnahmen umsetzt. Entscheidet sich eine Institution wirklich für die Umsetzung des Gender Mainstreaming Konzepts, dann ist klar, dass die SozialpädagogInnen davon unmittelbar betroffen sind und in Folge daran auch die AdressatInnen. *„Voraussetzung für die Umsetzung von Gender Mainstreaming ist, dass die MitarbeiterInnen über Genderkompetenz verfügen, d.h. über das notwendige Wissen zu Fragen der Gleichstellung, aber auch ein Bewusstsein über das eigene Rollenverhalten“ (BMWFJ 2007, S. 42).*

Für eine gelungene Umsetzung bedarf es weiters eines Bewusstseins darüber, dass Gender Mainstreaming keine sofortige Gleichheit herstellt, sondern auf langfristige Sicht arbeitet und dass das Konzept eine Maßnahme darstellt zur Erreichung der Gleichstellung von Frauen und Männern. So wird dies auch wie folgt in der Broschüre „An Introduction to Gender Mainstreaming“ beschrieben: *„Gender mainstreaming ist not the goal but ONE WAY to reach the goal of gender equality“ (Frauenbüro Magistrat Stadt Wien 2001, S. 9).* Dieses Konzept ist also nicht das Ziel, das verfolgt werden sollte, sondern stellt eine Möglichkeit dar, das Ziel zu erreichen. Auch Stiegler geht davon aus, dass Gender Mainstreaming nicht das Ziel an sich darstellt, sondern das Verfahren, mit welchem das Ziel, also die Gleichstellung der Geschlechter ermöglicht wird. Um diese Gleichstellung oder Chancengleichheit zu erreichen, ist eine genaue Definition für das jeweilige Arbeitsfeld nötig. Diese Definition wird gebraucht, da das Konzept sehr vielfältig anwendbar ist (vgl. Stiegler 2008, S. 20). Auf diese Vielfältigkeit geht auch Cornelißen ein, indem sie konstatiert, dass Gender Mainstreaming ein inhaltlich

sehr offenes Konzept ist, jedoch Chancengleichheit nicht als alleiniges Ziel ausreicht. Um das Konzept sinnvoll einzusetzen braucht es eine Zielsetzung wie beispielsweise Gewaltprävention (vgl. Cornelißen 2002, S. 4). Dies würde bedeuten, dass bei dem Aufbau einer Gewaltpräventionsmaßnahme einerseits die Gewaltprävention im Mittelpunkt steht und andererseits die individuellen Lebensverhältnisse von Frauen und Männern berücksichtigt werden, um einer Ungleichbehandlung vorzubeugen.

Auf die schon erwähnten Zielsetzungen wird auch im fünften Jugendbericht eingegangen. Allgemein erfordert das Gender Mainstreaming Konzept neue Denkformen, die noch nicht im Alltag vieler Individuen vorhanden sind (vgl. Rabe-Kleberg 2002, S. 9).

3. Offene Jugendarbeit

In diesem Kapitel wird der Fokus auf die Offene Jugendarbeit gerichtet, um eine logische Verbindung von dem Themengebiet Gender und der Jugendarbeit durchführen zu können. Dies soll anhand einer Skizzierung der verfolgten Handlungsprinzipien, der Organisationsformen und der Zielgruppe von Offener Jugendarbeit passieren. Dadurch wird eine Annäherung an das Thema ermöglicht und eine spätere Erweiterung und Verknüpfung mit dem Thema Gender vorbereitet.

3.1 Skizzierung der Offenen Jugendarbeit

„Offene Jugendarbeit ist ein pädagogisches Handlungsfeld im Kontext von Bildungsarbeit, Kulturarbeit, sozialer Arbeit und Präventionsarbeit. Sie ist offen für Menschen, Gruppen, Szenen und Kulturen. Sie setzt sich mit jungen Menschen auseinander, nimmt sie ernst und arbeitet parteilich für sie, unabhängig von Alter, Geschlecht, Religion, Bildung, sozialer Schicht und Herkunft“ (bOJA 2011b, S. 8).

Die Offene Jugendarbeit bekommt durch die breite Ansatzfläche der Zielgruppe aber auch der möglichen Handlungsfelder einen zentralen Stellenwert in der Gesellschaft. Es wird versucht alle Jugendlichen in die Offene Jugendarbeit zu inkludieren und es wird diesen die Möglichkeit geboten, Unterstützung bei ihrer persönlichen Weiterentwicklung in Anspruch zu nehmen. Auch Häfele geht davon aus, dass die Offene Jugendarbeit Jugendliche in ihrer

3. Offene Jugendarbeit

Weiterentwicklung unterstützt und herausfordert. Dies basiert auf der Inklusion aller Jugendlichen, ohne Ausschlusskategorien wie Religion, Bildungsstand, Weiblichkeit oder Männlichkeit uvm. in Betracht zu ziehen. Es soll darum gehen, den Jugendlichen dabei zu helfen zu selbstständigen, emanzipierten Menschen zu werden. Ziel ist es, dass sie sich in der Gesellschaft als positiver Teil einbringen können (vgl. Häfele 2011, S. 397).

Alle Jugendlichen, die Offene Jugendarbeit in Anspruch nehmen wollen, können dies auch tun. Es wird ihnen beispielsweise nicht aufgrund des Geschlechts oder der ethnischen Herkunft verwehrt. Die jungen Menschen können sich in einem geschützten Rahmen erproben und Hilfestellungen annehmen, wenn sie dies möchten.

„In der Offenen Jugendarbeit kann soziales Verhalten im Umgang mit Anderen ohne Druck oder Überwachung erlernt und ausprobiert werden. Diesem Lernen und Experimentieren liegen klare Regeln zu Grunde: keine Gewalt, kein Mobbing, kein Rassismus, kein Vandalismus, kein Missbrauch von Suchtmitteln“ (bOJA 2011a, S.13).

Die Jugendlichen bekommen die Möglichkeit in einer Gruppe verschiedene Dinge zu erlernen: Beispielsweise den respektvollen Umgang mit anderen Individuen oder ihre eigene Geschlechterrolle. *„Durch die Offene Jugendarbeit lernen Jugendliche wesentliche Dinge für den Alltag. Sie lernen den Umgang miteinander, den Respekt vor anderen und auch einiges über ihre Stellung und ihre Rolle im Leben“ (bOJA 2011a, S. 17).* Dieses Ausprobieren der Rollen und Lernen im Umgang mit anderen basiert aber auf klaren Regeln, die nicht überschritten werden dürfen. Diese Regeln werden von den PädagogInnen klar vertreten und den Jugendlichen verdeutlicht. Die jungen Menschen haben also ausgebildete AnsprechpartnerInnen, die ihnen Grenzen aufzeigen, aber auch vielfältige Möglichkeiten bieten.

„Qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schaffen Raum für junge Menschen und ihre Bedürfnisse – real in Form von Jugendzentren, Jugendtreffs oder in Form von Begleitung in öffentlichen Räumen und ideell durch Freiräume im Denken und Handeln“ (bOJA 2011a, S. 7).

Das Hauptaugenmerk liegt auf dem Begriff qualifiziert. Die Offene Jugendarbeit ist nicht einfach dazu da, die Jugendlichen nur zu beschäftigen. Es stehen Konzepte und Methoden hinter der Arbeit der PädagogInnen. Diese durchlaufen vorher Ausbildungen oder Schulungen, um adäquat mit den Jugendlichen arbeiten zu können. Auch Häfele erläutert, dass die PädagogInnen zwar durchaus unterschiedliche Ausbildungen haben können, aber alle einen Grundstock an Wissen und einschlägige Kompetenzen vorweisen können (vgl. Häfele 2011,

S. 392). Zu betonen ist die Professionalität die hinter der Offenen Jugendarbeit steht. Es gilt klar hervorzuheben, dass hinter allen Jugendtreffs und -zentren Konzepte stehen, die pädagogisches Fachwissen voraussetzen:

„Menschen, die in der Offenen Jugendarbeit tätig sind, sind Fachkräfte, die mit jungen Menschen und für junge Menschen arbeiten und sich fachlich fundierter Methoden zur Zielerreichung bedienen, beispielsweise Methoden aus der sozialen Arbeit, aus der Bildungsarbeit oder aus der Kulturarbeit“ (bOJA 2011a, S. 21).

Die Jugendlichen werden also fachlich gut betreut bzw. in ihren Entscheidungen und Entwicklungen begleitet. Sie bekommen Vorbilder, die versuchen sehr hohen Ansprüchen Genüge zu tun.

„Die Offene Jugendarbeit hat inzwischen vielfältige Handlungsfelder besetzt – von einer sinnvollen Freizeitbetreuung und der Schaffung einer Tagesstruktur für Jugendliche über die Bearbeitung sozialer Probleme und die Funktion eines Auffangbeckens bis zur Integrationsarbeit im Rahmen der interkulturellen Jugendarbeit“ (Häfele 2011, S. 397).

Offene Jugendarbeit leistet also nicht nur Hilfestellungen bei Problemen, sondern ermöglicht den Jugendlichen eine gewisse Struktur in ihre Freizeit zu bringen. Auch die interkulturelle Jugendarbeit ist zentral in einer immer vielfältigeren Gesellschaft. Menschen mit Migrationshintergrund nicht zu diskriminieren und sie in den Jugendalltag zu integrieren ist eine wichtige Aufgabe der Jugendarbeit. Die weiblichen und männlichen Jugendlichen bekommen Unterstützung beim Problemlösen, erweitern ihre Handlungskompetenzen und sozialen Kompetenzen weil Offene Jugendarbeit ein emanzipatorisches Anliegen verfolgt.

„Was die Offene Jugendarbeit nicht macht: Sie kontrolliert die Jugendlichen nicht, sie ist keine Krisenfeuerwehr und sie kann auch nicht Eltern und Schule aus ihrer Verantwortung entlassen. Aber sie ist für viele junge Menschen eine wertvolle und insbesondere notwendige Ergänzung, um sich gut begleitet zu fühlen und Handlungsmöglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung zu erleben und zu erfahren“ (bOJA 2011a, S. 11).

Offene Jugendarbeit dient also nicht dazu auffällige Jugendliche wieder tauglich für die Gesellschaft zu machen, sondern Jugendliche auf ihrem Entwicklungsweg zu begleiten und als Vermittlungsebene zwischen ihnen und ihren Eltern, der Schule und anderen Beteiligten zu dienen. Verständnis, Empathie und Parteilichkeit seitens der JugendarbeiterInnen sind dabei essentiell.

3. Offene Jugendarbeit

TRÄGER UND FINANZIERUNG

Ein weiterer zentraler Aspekt in der Offenen Jugendarbeit ist nicht nur die Beziehungsebene mit den Jugendlichen, sondern auch die Träger, die dahinter stehen, und die finanziellen Mittel. Die Träger *„reichen von örtlichen – zum Teil von Jugendlichen selbst organisierten – Vereinen bis zu bundesweit und international agierenden Akteuren. Das können die folgenden Organisationen und Einrichtungen sein:*

- *öffentliche Trägerschaften: Kommunen, Länder, Bund*
- *private Träger (freie Träger): Vereine, soziale Träger/Einrichtungen, selbstverwaltete Jugendvereine*
- *kirchliche Träger (freie Träger): Kirchen, kirchliche Werke, alle anerkannten Religionsgemeinschaften*
- *parteiliche Träger: Jugendverbände der politischen Parteien“ (Häfele 2011, S. 395).*

Es bestehen also vielfältige Möglichkeiten bzw. Vereine oder Institutionen, die hinter der Offenen Jugendarbeit stehen können und von welchen unter anderem auch die Rahmenbedingungen vorgegeben werden. Die JugendarbeiterInnen müssen also nicht nur den Wünschen und Interessen der Jugendlichen treu bleiben, sondern haben auch Vorgaben von Trägern zu befolgen. Dieser Zwiespalt ist oft nicht einfach zu bewerkstelligen, ohne Vorgaben zu verletzen oder die Qualität der Arbeit zu beeinflussen.

Ein weiterer Einflussfaktor der Offenen Jugendarbeit ist der Aspekt der Finanzierung. Laut bOJA muss davon ausgegangen werden, dass Offene Jugendarbeit auch einen gewissen Beitrag kosten darf, da dies ein essentieller Sektor der Gesellschaft ist und der Allgemeinheit dient (vgl. bOJA 2011a, S. 22). Die große Bedeutung der Offenen Jugendarbeit vor allem für die Jugendlichen, sollte nicht aufgrund fehlender finanzieller Mittel gemindert werden bzw. darunter leiden.

„Die Finanzierung der Jugendarbeit in Österreich erfolgt zum Großteil durch die öffentlichen Hände. Die meisten Einrichtungen der Jugendarbeit sind Non-Profit-Organisationen, sie erwirtschaften nur einen geringen Teil der jährlichen Budgets selber. Finanzierungssicherheit ist daher ein wichtiges Thema sowohl für kleinere als auch für größere Einrichtungen. Mit Angestellten, Mieten und Betriebskosten fallen hohe monatliche und jährliche Fixkosten an“ (Häfele 2011, S. 390).

Den Jugendlichen einerseits Ausflugsmöglichkeiten und einen gewissen Komfort in den Jugendtreffs oder -zentren zu bieten, aber andererseits die laufenden Kosten dieser zu decken, ist eine Herausforderung vor der viele JugendarbeiterInnen stehen. Wie kommen Jugendzentren und Jugendtreffs aber zu dem Geld, mit dem sie die Kosten decken können?

„So vielfältig wie die Jugendarbeit sind ihre Finanzierungsquellen. Grundsätzlich kann zwischen drei großen Einnahmequellen unterschieden werden:

- *Eigenmittel: Eigenleistungen durch ehrenamtliche Mitarbeiter/innen und Funktionär/innen, eingebrachtes Geldkapital, Sachwerte (z.B. Computer, Werkzeuge, Fahrzeuge etc.);*
- *Eigenfinanzierung: Einnahmen aus Veranstaltungen, Aktivitäten und Projektarbeiten, Mitgliedsbeitragen, Spenden, Sponsorenleistungen;*
- *Fremdfinanzierung: Subventionen (EU, Bund, Länder, Kommunen), Finanzierung durch die Träger (z.B. politische Parteien, kirchliche Träger)“ (Häfele 2011, S. 390).*

Es bestehen also unterschiedliche Wege, wie Offene Jugendarbeit durch finanzielle Mittel ermöglicht werden kann. Entweder durch die Eigeninitiative der Jugendzentren oder aber durch die Subventionierung der öffentlichen Hand.

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass Jugendliche die Zukunft sind und später ein Teil einer Weiterentwicklung der Gesellschaft sein können. Aus diesem Grund ist es bedeutend, dass ein genügend großer Geldbetrag zur Verfügung steht, um die Offene Jugendarbeit und somit die Arbeit an der Zukunft, zu unterstützen. Denn die jungen Individuen werden von den JugendarbeiterInnen in ihrer Entwicklung begleitet und bekommen die Möglichkeit sich unter geschützten Rahmenbedingungen aber auch mit bestimmten Grenzen, auszuprobieren (vgl. bOJA 2011a, S. 12).

3.2 Prinzipien der Offenen Jugendarbeit

Die Offene Jugendarbeit verfolgt auch Handlungsprinzipien, die in Verbindung mit der Zusammenarbeit von JugendarbeiterInnen und Jugendlichen, stehen. *„Die empirische Analyse zeigt eine Handvoll von Prinzipien, die häufig angeführt werden und deshalb als Kernprinzi-*

3. Offene Jugendarbeit

prien gesehen werden können. Die folgende Aufstellung der Kernprinzipien unterstreicht den hohen fachlichen Stellenwert den die Partizipation einnimmt:

- *die Partizipation, die auch als Mitsprache, Mitbestimmung oder Beteiligung beschrieben wird,*
- *die Niederschwelligkeit, die für verschiedene methodische Bezüge wichtig ist (u.a. Sprache, kein Konsumzwang),*
- *die Freiwilligkeit, die den Zugang zum JUZ und die Beteiligung an Programmen charakterisiert,*
- *das geschlechtssensible Agieren, das sich zumeist in verschiedenen Angeboten für Mädchen und Burschen differenziert, sowie*
- *der offene Zugang zum JUZ, in dem diskriminierende Perspektiven ausgeschlossen werden“ (Heimgartner 2011, S. 415).*

Diese unterschiedlichen, aber sehr wichtigen Zugänge bzw. Prinzipien stehen an vorderster Stelle der Offenen Jugendarbeit. Sie sind zwar im Grunde genommen alleinstehende Prinzipien, überschneiden bzw. verbinden sich aber.

PARTIZIPATION

Die Partizipation, welche die Jugendlichen in Entscheidungsprozesse einbeziehen will, bekommt einen wichtigen Stellenwert zugeschrieben. Laut BOJA ist das Miteinbeziehen der Interessen und Meinungen der Jugendlichen ein wesentlicher Aspekt der Entwicklung dieser. Sie sollen teilhaben an Entscheidungen und lernen, ihre Interessen zu vertreten und einzubringen (vgl. BOJA 2011b, S. 19). Entscheidungen, die Jugendliche betreffen, sollten auch mit ihnen diskutiert und gemeinsam mit ihnen getroffen werden. Dies trägt zu ihrer Selbständigkeit bei und zeigt den emanzipatorischen aber auch demokratischen Charakter der Offenen Jugendarbeit.

NIEDERSCHWELLIGKEIT

„Offene Jugendarbeit versteht sich in der Konzeption, Wahl und Gestaltung ihrer Angebote als niederschwellig. Der Anspruch der Niederschwelligkeit bedeutet den einfachen und freien Zugang zu den Angeboten. Da es unterschiedliche

Grade der Niederschwelligkeit gibt, bedeutet das beispielsweise, dass möglichst wenig Bedingungen definiert werden, es keiner langwierigen Vorabklärungen bedarf und keine oder nur kurze Wartezeiten für die Inanspruchnahme der Angebote gegeben sind (bOJA 2011b, S. 19).

Den Jugendlichen wird so die Möglichkeit geboten, verschiedene Angebote zu nutzen, ohne dass vorher lange Voranmeldungen oder komplizierte Anmeldeverfahren gegeben sind. Sie können frei entscheiden welche Angebote sie in Anspruch nehmen und dies unter sehr einfachen Bedingungen.

FREIWILLIGKEIT

Die schon erwähnten freien Entscheidungen sind ein weiteres Prinzip der Offenen Jugendarbeit. Die Jugendlichen entscheiden von sich aus, was sie machen wollen, welche Angebote sie in Anspruch nehmen und wie engagiert sie dabei vorgehen bzw. sind. Da die jungen Menschen ihre „Frei“-zeit in Jugendzentren verbringen, ist es wichtig, dass sie von sich aus also eigenmotiviert handeln, somit Interesse an bestimmten Angeboten haben und an diesen Spaß haben (vgl. bOJA 2011b, S. 19). Der Aspekt der freien Entscheidung macht den lockeren Umgang in der Offenen Jugendarbeit möglich, den viele Jugendliche sehr schätzen. Vor allem die freiwillige Teilnahme der Jugendlichen an Projekten o.Ä. erleichtert die Zusammenarbeit und ermöglicht erfolgreiche Lernerlebnisse.

GENDER MAINSTREAMING

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der des Gender Mainstreamings.

„Offene Jugendarbeit berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Mädchen und Burschen von vornherein und regelmäßig, da es keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit gibt. Geschlechtssensibles Arbeiten als Methode und darauf basierende fachliche Angebote sollen zur Geschlechterdemokratie in Österreich beitragen“ (bOJA 2011b, S. 21).

Auf diese Tatsache der Geschlechterungleichbehandlung und den Versuch diese durch Offene Jugendarbeit zu vermindern wird in späteren Kapiteln der Arbeit noch ausführlicher eingegangen.

3. Offene Jugendarbeit

OFFENHEIT

Wie der Name Offene Jugendarbeit schon sagt, ist ein weiteres Prinzip die Offenheit. Diese Offenheit bezieht sich auf unterschiedliche Individuen als auch auf ein einladendes Ambiente innerhalb des Jugendtreffs oder -zentrums und der dazugehörigen Angebote (vgl. bOJA 2011b, S. 18). Alle Jugendlichen sollen sich willkommen fühlen und sollen sich trauen, ihre Meinungen zu sagen. Die JugendarbeiterInnen stehen also den Jugendlichen mit einer akzeptierenden Offenheit gegenüber und wollen ein gut funktionierendes Miteinander forcieren.

Um diese Miteinander zu bewerkstelligen, fungieren noch viele weitere Prinzipien. *„Es beginnt beim Bezug auf ethische Grundsätze, wie sie etwa in den Menschenrechten und in der Kinderrechtskonvention formuliert sind [...]. Angereicht sind Prinzipien wie Toleranz, Respekt, Wertschätzung oder Akzeptanz gegenüber Jugendlichen“* (Heimgartner 2011, S. 415).

3.3 Organisationsformen der Offenen Jugendarbeit

Nicht nur die Prinzipien und Leitvorstellungen der Offenen Jugendarbeit sind von Bedeutung, sondern auch die verschiedenen räumlichen Angebote für Jugendliche. *„Kinder und Jugendliche finden immer weniger räumliche Nischen, die von ihnen in Besitz genommen, verändert und bespielt werden können“* (Binder 2005, S. 354). Um ihnen hierzu eine Möglichkeit zu bieten gibt es beispielsweise Jugendtreffs und Jugendzentren, auf welche in diesem Kapitel näher eingegangen wird.

Allgemein wird im Leitfaden für die Offene Kinder- und Jugendarbeit vom steirischen Dachverband folgendes festgelegt:

„Unter einer Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtung versteht man eine Einrichtung der Außerschulischen/Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Oft werden derartige Einrichtungen auch als Jugendhaus, Jugendzentrum, JZ, JUZ, Jugendcafé, Jugendtreff, Jugendklub, Jugendfreizeitstätte, Jugendinitiative, Kinderfreizeitheim oder ähnlich bezeichnet. Als Häuser der offenen Tür bieten sie Kindern und Jugendlichen niederschwellige Angebote und Programme“ (Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2008, S. 36).

Den Jugendlichen soll also die Möglichkeit geboten werden, sich in Jugendzentren oder Jugendtreffs zurückziehen zu können. Da die Heranwachsenden immer weniger Platz im öf-

fentlichen Raum zugestanden bekommen und so Probleme entstehen können, wird die große Bedeutung solcher Einrichtungen ersichtlich. Zusätzlich zu der räumlichen Nutzung können die Jugendlichen verschiedenste Angebote nutzen, die dazu beitragen sie auf ihre Zukunft vorzubereiten. Offene Jugendarbeit bietet Jugendlichen Platz, um ihre Freizeit zu gestalten, aber auch gleichzeitig Unterstützung und Halt, wenn diese von den Jugendlichen benötigt werden (vgl. Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2008, S. 38). Die Akzeptanz, die den jungen Menschen hier entgegengebracht wird, trägt zur positiven Entwicklung ihrer Persönlichkeit bei und ermöglicht es ihnen, sich in den Räumlichkeiten wohl zu fühlen. *„Raum zu haben, ihn als ‚eigenen‘ zu erfahren, spielt ebenso eine große Rolle, wie Einfluss auf seine Gestaltung nehmen zu können“ (Klöver/Moser/Straus 2009, S. 150).* Die Gestaltung durch die Jugendlichen bzw. ein Mitspracherecht dieser, lässt die Identifikation mit dem jeweiligen Gebäude bzw. den Räumlichkeiten noch stärker werden und forciert somit die Attraktivität des Jugendzentrums oder Jugendtreffs.

3.3.1 Jugendzentrum

„Jugendzentren verfügen über ein großzügiges Raumangebot. Dieses Raumangebot kann auch einen Freibereich mit unterschiedlichen Gestaltungsformen (Skatepark, Sportplatz usw.) beinhalten. Der Treffpunkt oder das Jugendcafé ist zentraler Bezugspunkt der Einrichtung. Er wird als Freiraum für die BesucherInnen verstanden, in dem ein zwangloses aber strukturiertes Zusammensein möglich ist“ (Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2008, S. 38).

Jugendzentren zeigen sich, sofern dementsprechende Mittel vorhanden sind, also als relativ große Einrichtungen mit zusätzlichen Möglichkeiten für die Jugendlichen sich „outdoor“ zu beschäftigen. Dies unterstützt das Motto der Vielfältigkeit und bietet jungen Menschen Platz sich zu entfalten. Wichtig ist dabei, so der Dachverband, dass es allen Jugendlichen offen steht, diese Räume zu benützen. Die Prinzipien der Freiwilligkeit und Offenheit werden als zentral betrachtet. Denn die Jugendlichen können die Räume frei nützen, ohne dass sie dabei Angebote in Anspruch nehmen müssen (vgl. ebd., S. 38). Durch die Offenheit für alle wird ein gewisses Maß an Integration bzw. Inklusion von beispielsweise Menschen mit Migrationshintergrund möglich. Weiters steht es den jungen Menschen frei an Workshops oder teilzunehmen. Was wiederum eine Chance in sich trägt, sofern Jugendliche an diesen teil-

3. Offene Jugendarbeit

nehmen, dass ihre Motivation und ihr Interesse daran verstärkt auftreten und sich somit die Qualität der Ergebnisse erhöht.

Um den Jugendlichen verschiedene Angebote anbieten zu können, benötigt es professionelles Personal.

„In Jugendzentren arbeitet festangestelltes Personal. In erster Linie sind dies Personen mit einer sozialpädagogischen Ausbildung. [...] Die MitarbeiterInnen sind für die Offenheit und Kontinuität in der Einrichtung zuständig. Sie bieten Hilfestellungen bei der Kontaktaufnahme zwischen BesucherInnen und leisten wertvolle Beziehungsarbeit“ (Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2008, S. 38f.).

Deutlich wird, dass JugendarbeiterInnen nicht einfach für die Freizeitgestaltung der Jugendlichen da sind, sondern Prinzipien folgen und junge Menschen bei ihrer Entwicklung unterstützen wodurch sie eine Schlüsselrolle einnehmen.

3.3.2 Jugendtreff

„Ein Jugendtreff ist ein Ort der Begegnung, der Unterhaltung und der Orientierung. Er steht den Jugendlichen zur Verfügung, um sich zu treffen, auszutauschen, Musik zu hören, zu spielen und dergleichen mehr. Notwendig ist das Vorhandensein zumindest eines Raumes. Der Treff ist meist kleiner als ein Jugendzentrum, die pädagogische Arbeit beruht hauptsächlich auf der Beziehungsebene und ist oft weniger breit gefächert bzw. weniger stark ausgeprägt als in einem Jugendzentrum“ (Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2008, S. 39).

Der Unterschied zu einem Jugendzentrum besteht in der Größe der Räumlichkeiten, aber auch in der Vielfalt der Angebote. Der Fokus auf die Beziehungsebene zwischen JugendarbeiterInnen und Jugendlichen ist verstärkt und bietet somit die Chance die jungen Menschen genau kennen zu lernen und sie so gezielt unterstützen zu können. Die Bedeutung der MitarbeiterInnen bzw. des Teams ist auch im Jugendtreff sehr groß. *„Sie animieren die BesucherInnen, die bestehenden Angebote zu nutzen und selbst aktiv zu werden. Außerdem kontrolliert das Team die Einhaltung der Hausordnung“ (ebd., S. 39).* Denn vor allem auch in Jugendtreffs und Jugendzentren sind Umgangsregeln zentral, die das Miteinander von vielen unterschiedlichen Charakteren ermöglichen sollen.

Um es abschließend mit den Worten Schneebauers zu sagen: *„Eine offene Jugendeinrichtung ist eine komplexe Einheit aus Personal, Räumen und pädagogischen Konzeptionen, die sorgfältig aufeinander abgestimmt sein müssen“ (Schneebauer 2001, S. 44).*

3.4 Besonderheiten der Zielgruppe Offener Jugendarbeit

„Jugendarbeit war immer schon überwiegend auf die Zielgruppe der Jungen gerichtet [...] Offene Jugendarbeit insbesondere bestand und besteht immer noch mehrheitlich aus männlichen Jugendlichen“ (Sielert 2005, S. 65). Darum ist es neben dieser Tatsache besonders wichtig hervorzuheben, dass Jugendliche sowohl männlich als auch weiblich sein können, und, dass es jeweilige Angebote geben sollte. Eine weitere Besonderheit der Zielgruppe „Jugendliche“ besteht darin, dass nicht mehr die Familie als Sozialisationsinstanz gilt, sondern die Peer-Group eine zentrale Rolle einnimmt (vgl. Schröder 2005, S 93).

Auf diese beiden Aspekte, also auf die Mädchen und Jungen, aber auch auf die Bedeutung der Gleichaltrigengruppe, wird in den nächsten beiden Kapiteln genauer eingegangen.

3.4.1 Jugendliche sind Mädchen und Jungen

Allgemein ist die Jugendphase ein schwieriges Alter, da einerseits die Pubertät ihren Lauf nimmt, aber auch der Übergang zum Erwachsenwerden stattfindet. „Unter Pubertät versteht man die körperlichen Veränderungen bei der Entwicklung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale. Die Pubertät ist ein Werk der Natur, es geht um die biologischen Vorgänge im Menschen“ (Schröder 2005, S. 91). Die Jugendlichen müssen also mit einer Veränderung ihres Körpers umgehen lernen, der den angeblichen Unterschied zwischen Frauen und Männern noch größer macht bzw. diese Differenz durch die Biologie zu erklären versucht. Aber nicht nur die Biologie, die von vielen Individuen als Erklärungsversuch für Unterschiede herangezogen wird, sondern auch die soziale Konstruktion von Geschlecht muss erwähnt werden. In der Adoleszenz, so Schröder, versuchen Jugendliche sich an ihren Körper und die damit verbundenen Normen zu gewöhnen. Die gesellschaftliche Intervention wird klar deutlich (vgl. Schröder 2005, S. 91). Einerseits versuchen die Jugendlichen also sich individuell an die körperliche Veränderung anzupassen und damit umzugehen. Andererseits sollten sie den gesellschaftlichen Vorstellungen von weiblich und männlich entsprechen. Diese Vorstellungen stehen in Verbindung mit der Biologie bzw. den Körpern der jungen Frauen und Männer, denn die Körper entwickeln sich jeweils unterschiedlich und bekommen andere

3. Offene Jugendarbeit

Bewertungen. Frauenkörper werden anders als Männerkörper betrachtet. Dies bedeutet, dass aus den biologischen Unterschieden und den jeweiligen geschlechtstypischen Zuschreibungen klare Differenzen entstehen. Diese Zuschreibungen werden größtenteils positiv für Jungen gewertet und negativere Zuweisungen an Mädchen verteilt.

„Unsere Kultur der Zweigeschlechtlichkeit verteilt diese Dinge deutlich zuungunsten von Mädchen. Da die Geschlechterhierarchie sowohl alles prägt, als auch von uns immer wieder neu hergestellt wird, haben wir die Verantwortung, Jugendarbeit bewusst zu gestalten und so umzugestalten, dass Mädchen sich dort wieder finden [...].“ (Graff 2005, S. 60).

Die Jugendarbeit im Allgemeinen und vor allem die PädagogInnen sollten sich daher bewusst darüber sein, dass unsere Gesellschaft dual aufgebaut ist und die zwei vorherrschenden Geschlechter unterschiedlich behandelt werden. Diese variierende Behandlung rührt daher, dass Mädchen und Jungen, Frauen und Männer jeweils andere Geschlechtscharaktere zugewiesen bekommen, die auch einer verschiedenartigen Bewertung und Beurteilung unterliegen. Diese Bewertungen bzw. Zuweisungen von geschlechtstypischen Eigenschaften, so Schröder, sind trotz des Versuchs Frauen und Männer gleichwertig zu behandeln, klar vorhanden. Die Unterschiede bestehen also weiter (vgl. Schröder 2005, S. 92). Aber nicht nur die Frauen und Mädchen haben Schwierigkeiten bzw. Probleme sich in einer von Männern dominierten Gesellschaft durchzusetzen, sondern auch Männer und Jungen haben in einer solchen Probleme. So erläutert Sielert, dass sie unter einem Druck stehen, sich alleine durchsetzen zu müssen, stark zu sein und wenige Gefühle zu zeigen. Die Pluralisierung der Männlichkeit in verschiedene Männlichkeitsentwürfe macht es den Jungen nicht einfach, sich in die Gesellschaft einzuleben. Da einerseits die traditionellere Männlichkeitsnorm eingehalten werden sollte, aber auf der anderen Seite gewisse Auflockerungen bestehen (vgl. Sielert 2005, S. 65ff.). Sich einen individuellen Weg zu suchen, ohne die Geschlechternorm zu verletzen, wird somit zu einer großen Herausforderung für heranwachsende Jungen. Die Unterstützung hierfür können sie unter anderem über die Offene Jugendarbeit bekommen.

Die Pluralisierung bzw. Auflockerung der Geschlechterhierarchie betrifft auch Frauen und Mädchen.

„Die Moderne zeichnet sich durch Pluralisierung der Möglichkeiten für persönliche Lebensentwürfe und Lebensgestaltungen und durch Individualisierung der diesbezüglichen Entscheidungen und Realisierungen aus. Die Mädchenspezifische Übersetzung lautet: ‚Mädchen können alles‘ und ‚Mädchen sind stark‘“ (Graff 2005, S. 61).

Diese Stärkung der Mädchen und Frauen in ihrem Selbstbewusstsein als Frau alles zu schaffen, ist ein zentraler Punkt, der sich positiv auf die Gleichstellung auswirkt. Andererseits werden den Frauen trotz ihrer Karrieremöglichkeiten auch noch immer die Bereiche der Familienerhaltung und Kindererziehung zugesprochen und die dadurch entstehende Doppelbelastung bzw. die Vereinbarkeit zwischen Familie und Berufstätigkeit nicht erleichtert.

Es zeigt sich, dass sowohl Frauen und Mädchen, als auch Männer und Jungen Probleme haben mit den vorherrschenden Geschlechterverhältnissen umzugehen. Die Offene Jugendarbeit kann hier ihren Beitrag leisten und den einzelnen Individuen die Möglichkeit bieten, sie auf ihrem individuellen Entwicklungsweg zu unterstützen und vor allem die Vielfalt als neue Chance darzustellen.

3.4.2 Jugendliche in Cliques

„Die Jugendarbeit sollte die Bedeutung der Peers ernst nehmen, an den Cliques ansetzen, Gleichaltrigenleben ermöglichen und zugleich Neues und Erweiterndes bieten“ (Schröder 2005, S. 95). Die Wichtigkeit der Peers und Cliques ist ein zentraler Aspekt der Offenen Jugendarbeit. Innerhalb der Gruppe verhalten sich weibliche als auch männliche Jugendliche anders als alleine. Gruppendynamische Prozesse rücken in den Mittelpunkt und beeinflussen die einzelnen Individuen und deren Verhalten. Die Gleichaltrigen dienen als Sozialisationsinstanz und vermitteln, so Normen, Handlungs- und Verhaltensrichtlinien, die für die einzelnen Personen eine bedeutende Rolle spielen. Dadurch wird klar, dass die Peer-Group einen großen Einfluss auf Jugendliche hat (vgl. Nörber 2005, S. 263). Der Mittelpunkt der Jugendlichen ruht also nicht mehr auf den Eltern, sondern auf den Peers, die ihrerseits gewisse Normen und Werte vertreten und somit weitervermitteln. *„Inzwischen sind Cliques immer häufiger für Jugendliche ein – wenn nicht gar der zentrale – Ort, an dem überhaupt noch soziale Einbindung besteht und wo sich Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung auf den personalen Austausch mit anderen stützen kann“ (Krafeld 2005, S. 72).* Die Peers bilden also untereinander eine Stütze und geben sich Halt. Sie beeinflussen einander und bestimmen die Entwicklung der Persönlichkeit entscheidend mit. Die Gruppe kann zum Zufluchtsort für Problemsituationen werden, aber auch einfach ein Ort sein, an dem sich die Jugendlichen verstanden fühlen. Der zunehmende Erwartungs- und Erfolgsdruck in Bezug auf beruflichen Erfolg und die Unsicherheit, die damit zusammenhängt, macht es den Jugendlichen nicht

3. Offene Jugendarbeit

leicht, sich in die Gesellschaft einzuleben. Die Gleichaltrigengruppen, so Krafeld, dienen dazu, mit den Zukunftsängsten und der Ungewissheit besser umgehen zu können. Die Jugendlichen können sich dabei gegenseitig unterstützen und da die meisten ähnliche Problem bzw. gleiche Ängste haben, verstehen sie die Situation genau (vgl. Krafeld 2005, S. 72). Die Peer-group ist also nicht nur dazu da, um die Freizeitgestaltung der Jugendlichen zu übernehmen, sondern hat einen zentralen Stellenwert in der Entwicklung von Mädchen und Jungen.

Dieser zentrale Stellenwert wird auch anhand der Geschlechterrollenentwicklung ersichtlich. Denn auch innerhalb der Gruppe, sei es eine geschlechtshomogene oder -heterogene, bilden sich bestimmte Idealtypen von Männern oder Frauen heraus.

Bei den Jungen bzw. jungen Männern *„entwickeln sich nämlich Formen der Aneignung, die maßgeblich über die Abwertung von Mädchen und Frauen vermittelt sind und sich über die Demonstration männlicher Dominanz symbolisieren (z.B. Motorräder, Lautstärke in der Musik/Heavy Metal, aufgemotzte Autos)“* (Böhnisch 2005, S. 155). Die jungen Männer versuchen also der Unsicherheit, der sie gegenüberstehen, mit einer sicheren oder gewissen Sache, nämlich dem Geschlecht, entgegenzutreten. Dies geschieht über die Aufwertung des eigenen Geschlechts bzw. die Darstellung als starkes Geschlecht und geht einher mit der Abwertung des weiblichen Gegenübers.

Auch Krafeld geht davon aus, dass die Orientierung an traditionellen Rollenbildern mit den Unsicherheiten zu tun hat, denen die Jugendlichen im Alltag begegnen. Sie suchen daher Klarheit und Gewissheit (vgl. Krafeld 2005, S. 73). Diese Gewissheit scheint die Kategorie Geschlecht zu bieten, zumindest nach Ansicht vieler Individuen in der Gesellschaft. Die männlichen Jugendlichen orientieren sich also an der traditionellen Männerrolle und versuchen sich sozusagen zu einem „richtigen“ Mann zu entwickeln. Die Gruppe, so erläutert Böhnisch, und die damit zusammenhängenden gruppenspezifischen Vorgänge üben eine Macht über die jeweiligen Mitglieder aus und geben das zu befolgende Männerbild vor (vgl. Böhnisch 2005, S. 155).

Auch für Mädchen und junge Frauen gilt es, um als solche angesehen zu werden, bestimmte Verhaltensweisen an den Tag zu legen bzw. bestimmte Eigenschaften zu besitzen. Das Bild der weiblichen, schönen und zurückhaltenden Frau steht oftmals im Vordergrund. Krafeld erläutert, dass sich junge Frauen, um sich Raum anzueignen bzw. Erfahrungen zu machen, an eine Gruppe, in der Großteils Jungen sind, anschließen. Sie entkommen so ein Stück weit der

geschlechterspezifischen Einteilung und können über ihre Grenzen der Weiblichkeit hinausgehen (vgl. Krafeld 2005, S. 73).

Sowohl Mädchen als auch Jungen unterliegen den Geschlechternormen, die unterschiedliches Verhalten von ihnen verlangen. Die Gleichaltrigengruppen vertreten meist sehr angepasste Rollenbilder, die somit für die Cliquenmitglieder verbindlich werden. *„In den Cliquen selbst reproduzieren sich vielmehr in ganz hohem Masse diejenigen geschlechtstypischen Verhaltensmuster, die in dieser Gesellschaft, bzw. genauer, in den jeweiligen Milieus vorherrschen oder als selbstverständlich gelten“* (Krafeld 2005, S. 73).

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

Im folgenden Kapitel soll die Verbindung zwischen dem Konzept Gender und der Offenen Jugendarbeit hergestellt werden und somit soll die Bedeutung dieses Zusammenhangs veranschaulicht werden.

Die geschlechtsbezogene Pädagogik ist ein Begriff von vielen, um die Verbindung von Offener Jugendarbeit mit dem Themengebiet Gender zu benennen. Dieser wird hier als Überbegriff verwendet, in welchem alle Ansätze, die sich reflektiert mit Gender befassen, einen Platz finden. So schreiben auch Drogand-Strud und Rauw, dass geschlechtsbezogene Pädagogik aus mehreren Teilen besteht, nämlich der Mädchen- und Bubenarbeit und der reflexiven Koedukation (vgl. Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 177). Auf diese Ansätze wird vertiefend in den folgenden Kapiteln (3.1, 3.2 ,3.3) eingegangen. Durch den Versuch eine gemeinsame Benennung zu etablieren, die alle Arbeitsansätze umfasst, wird eine gewisse Bedeutung des Zusammenspiels dieser deutlich. Denn werden die Ansätze alleine angewandt, kann nie eine umfassende Veränderung gelingen. Um aber eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse in die Wege zu leiten, kann nicht nur die Offene Jugendarbeit zuständig sein. *„Eine gelingende Umsetzung der Gleichstellung und der Begleitung Heranwachsender ist nicht allein durch die Jugendarbeit möglich, sondern eine Aufgabe des gesamten gesellschaftlichen Umfeldes und der sozialen und politischen Einrichtungen“* (Scheffknecht-Zangerle/Rümmele/ Franke 2008, S. 213). Klar wird hierdurch, dass die gesellschaftlichen Bedingungen immer als strukturelle Ebene hinter den Handlungen Einzelner stehen. Es bedarf daher auch struktureller

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

Veränderungen, um Gleichstellung zu verwirklichen. Daraus entsteht ein Handlungsdruck, sich kritisch mit diesen ungleichen Geschlechterverhältnissen, die in der Gesellschaft vorherrschen, auseinanderzusetzen. Auch Drogand-Strud und Rauw gehen davon aus, dass eine geschlechtsbezogene Pädagogik die Gesellschaft in Hinblick auf die Gemachtheit von Geschlecht und die damit in Verbindung stehende Hierarchie kritisch analysiert. Die hierarchische Aufteilung soll durch die Analyse abgebaut werden, da sie der Selbstbestimmung der Individuen im Weg steht (vgl. Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 172). Der Versuch Jugendliche zu emanzipieren und sie dabei zu unterstützen zu selbstbestimmten Subjekten zu werden, ist ein wichtiges Moment der Jugendarbeit. Der Dualismus der durch die Einteilung in zwei Geschlechter mit „passenden“ Zuschreibungen versehen ist, verschließt Mädchen und Jungen oft die Möglichkeit sich frei zu entfalten. *„Die Zweiteilung der Menschheit setzt hohe Erwartungen an das jeweilige Geschlecht. Bei heranwachsenden Mädchen und Jungen kann dies zu großem persönlichem Leidensdruck, Diskriminierung und Gewaltbereitschaft führen“* (Scheffknecht-Zangerle/Rümmele/ Franke 2008, S. 212). Den Jugendlichen, sowohl jungen Frauen als auch Männern, sollen vielfältigere Möglichkeiten aufgezeigt werden. Sie sollen verstehen, dass es durchaus mehr und unterschiedliche Konstruktionen von Weiblichkeiten und Männlichkeiten gibt. Diese Unterschiedlichkeit oder Differenz, so Drogand-Strud und Rauw, soll eine gewisse Freiheit von den traditionellen Geschlechterkonstruktionen bieten. Die daraus hervortretende Diversität soll aber als Bereicherung und nicht als Gefahr gesehen werden (vgl. Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 168). Hier liegt es an der Gesellschaft akzeptierend auf solche Veränderungen zu reagieren. Derartige Entwicklungen, die von jüngeren Generationen durchlebt werden, sollten nicht als Bedrohung gelten, sondern als Versuch mit den Veränderungen in einer schnelllebigen Gesellschaft umzugehen.

Wird der Blick auf Vielfalt bzw. Unterschiede gerichtet, darf auch der Begriff der Gleichheit oder Gleichstellung nicht in den Hintergrund gelangen. Die Gleichbehandlung sollte auf die rechtliche Basis bezogen werden und nicht darauf, alle Individuen komplett gleich zu behandeln. Als plakativer Anreiz soll im Folgenden ein Bild dienen, um dies adäquat zu veranschaulichen



Abb. 1: Gleichbehandlung. Quelle: <http://www.personalbeurteilung.de/wirtschaft/bejamin.htm>

Einzelne Individuen sollten, wie das Bild veranschaulicht, also auch entsprechend ihrer Fähigkeiten und Begabungen unterstützt werden. Dies muss aber auch auf dem Hintergrund der faktischen, rechtlichen Gleichheit basieren. Diese Gleichheit *„betont den rechtlich abgesicherten gleichen Zugang zu Ressourcen (wie Bildung, Geld, Ernährung, Gesundheit, Arbeitsplätzen), der allen Menschen, gleich welcher Unterschiedlichkeiten, offen stehen muss“* (Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 168). Das heißt Frauen als auch Männern sollten die gleichen Chancen in einer Gesellschaft ermöglicht werden, sich weiterzubilden, einen Beruf auszuüben und gleiche Entlohnung zu bekommen. Jedoch zeigt sich in der Realität ein anderes Bild. Bezogen auf die Kategorie Geschlecht kann festgestellt werden, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Entwicklung von Mädchen und Jungen behindert oder erschwert (vgl. ebd., S. 168). Daher braucht es eine geschlechtsbezogene Pädagogik, die Mädchen und Jungen, Frauen und Männern dabei hilft, ihre eigenen Wege zu gehen und sich nicht zwangsweise nach den traditionellen Frauen- und Männerbildern entwickeln zu müssen.

„Offene Jugendarbeit kann einen Rahmen zur Verfügung stellen, in dem sich Mädchen und Jungen ausprobieren können darin, Selbstbestimmung zu praktizieren insbesondere, was das Leben einer individuellen Geschlechtsidentität angeht, die ‚eigenartig‘ und möglicherweise auch ‚einzigartig‘ ist“ (ebd., S. 173).

Im Folgenden wird die Entwicklung der Mädchenarbeit hin zur Jungenarbeit skizziert, die in der Diskussion um geschlechterreflektierende Jugendarbeit kumuliert. Auch die Rolle der

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

SozialpädagogInnen, die in dieser Konstellation eine wichtige darstellt, wird in den einzelnen Kapiteln näher erläutert.

4.1 Mädchenarbeit

4.1.1 Die Entstehung der Mädchenarbeit

Die Mädchenarbeit hat ihren Ausgangspunkt, so Werthmanns-Reppekus, in den Frauenbewegungen. Hier wurde der Blick auf die geschlechtsspezifische Sozialisation gelenkt und die Mädchen in den Mittelpunkt gestellt (vgl. Werthmanns-Reppekus 2002, S. 551). Die emanzipatorischen Forderungen der ersten und zweiten Frauenbewegung machen das Ungleichverhältnis zwischen Frauen und Männern zum Thema und dadurch werden auch in der Sozialen Arbeit erste Schritte eingelenkt, die sich mit den Geschlechterverhältnissen in der Gesellschaft beschäftigen.

Auch Brückner geht davon aus, dass die Mädchenarbeit durch die erste und zweite Frauenbewegung entstanden ist und führt die Forderungen dieser näher aus. In der ersten Frauenbewegung stand das Konzept der Mütterlichkeit im Vordergrund, die Adressatinnen bekamen somit die Rolle einer hilfsbedürftigen Tochter zugeschrieben. In der zweiten Frauenbewegung lag der Fokus auf der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Frauen. Beiden Frauenbewegungen liegt aber eine binäre Kodierung zu Grunde. Beide Bewegungen hatten ihren Ausgangspunkt in geschlechtsspezifischen Eigenschaften von Frauen: Fürsorglichkeit und Beziehungsfähigkeit (vgl. Brückner 2010, S. 549f.). Dies bedeutet, dass die Bewegungen auf feministischer Basis und bezüglich der Sozialpädagogik viel bewirkt haben, der Ausgangspunkt war aber ein aus heutiger Sicht falscher. Er bezieht sich auf die Geschlechtscharaktere, die den Frauen und Männern schon zugeschrieben werden und baut auf diese auf.

„Damit sind wir beim Kern des Widerspruches angelangt: Mädchenarbeit will zum einen dazu beitragen, patriarchale Denkstrukturen zu überwinden, ist zum anderen aber gleichzeitig eingebunden in diese Denkweise, da sie durch den Bezug auf die Geschlechterdifferenz ein Wesensmerkmal des Patriarchats voraussetzt und vermittelt“ (Rauw 2010, S. 14).

In gewisser Weise ist die Kategorie Geschlecht also immer eine Herausforderung vor allem für die Pädagoginnen. Denn sie haben immer auch selbst ein zugeteiltes Geschlecht, welches

sie sich durch die geschlechtsspezifische Sozialisation angeeignet haben. So stehen sie vor der Aufgabe einerseits Wissen über die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft zu verfügen, diese kritisch zu analysieren aber andererseits befinden sie sich selbst in einer Geschlechterrolle. Die Selbstreflexion ist daher bei der Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen und –verhältnissen ein essentieller Punkt. Dies untermauert auch Brückner, indem sie schreibt, dass Pädagoginnen sich selbst mit der eigenen Rolle als Frau beschäftigen sollten, da sie selbst auch an der Herstellung von hierarchischen Prozessen beteiligt sind (vgl. Brückner 2010, S. 551f.). Dies bedeutet, dass die Pädagoginnen ein gutes Fundament an Genderwissen bzw. –kompetenz benötigen, um in der Mädchenarbeit tätig zu werden. Denn sie sind diejenigen, die den Mädchen neue Wege aufzeigen können und sollen. Es ist also ein wichtiger Ansatz den Mädchen einen Teil der Genderkompetenz weiterzugeben.

Ein weiterer bedeutender Punkt für die Mädchenarbeit, so Bitzan, ist der des weiblichen Lebenszusammenhangs, der in Verbindung steht mit der patriarchal strukturierten Gesellschaft und mit Abwertungen und Behinderungen in bestimmten Bereichen (vgl. Bitzan 2004, S. 420). Dies stellt den Ausgangspunkt der Mädchenarbeit dar. Die gesellschaftlichen Verhältnisse erweisen sich als ungleich und zu Ungunsten der Mädchen. Die Auseinandersetzung mit dem Lebensalltag bzw. Lebenszusammenhang weiblicher Jugendlicher kann als Möglichkeit betrachtet werden, diese Ungleichheit zu vermindern.

Sollte also die Frage auftauchen, warum Mädchenarbeit nötig ist bzw. aus welchem Grund diese entstanden ist, kann folgende Antwort gegeben werden: *„Anlaß und Legitimation einer feministischen und parteilichen Mädchenarbeit ist die geschlechtsorientierte gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen und Mädchen“* (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 33).

4.1.2 Prinzipien und Ziele der Mädchenarbeit

Wie schon erwähnt ist es für die Mädchenarbeit bedeutend, Lebenslagen von Mädchen und der geschlechtsspezifischen Sozialisation, mit den daraus folgenden Hindernissen für weibliche Jugendliche, mehr Beachtung zu schenken. Denn allgemein war/ist Jugendarbeit Großteils immer noch Jungenarbeit (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 11). Klar ist, dass Mädchen im Fokus stehen und eine Aufklärung über Geschlechterverhältnisse eine wichtige Funktion in der Entwicklung der Mädchen haben kann. *„Mädchenarbeit ‚sieht‘ Mädchen, rückt sie in die fachliche Aufmerksamkeit und versteht Verhaltensweisen vor dem Hinter-*

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

grund geschlechtertheoretischer Analysen. Das heißt auch, dass Mädchenarbeit überall da möglich ist, wo Mädchen vorkommen“ (Bitzan 2004, S. 423). Wichtig ist jedoch den kritischen Bezug zu den vorherrschenden Geschlechterrollenbildern nicht zu verlieren. Um den Mädchen die Chance zu bieten, sich mit ihrer eigenen Konstruktion von Weiblichkeit auseinanderzusetzen.

Hier kommt ein wichtiges Prinzip der Mädchenarbeit ins Spiel und zwar die Subjektorientierung. Weitere Prinzipien sind die Ganzheitlichkeit, Parteilichkeit und das Ansetzen an Stärken der Mädchen (vgl. Bitzan 2004, S. 421). Es soll also um die Beschäftigung mit den einzelnen Individuen, als Frauen gehen, um eine parteiliche Unterstützung der Mädchen nach Außen und den gezielten Blick auf die Stärken der Mädchen. Beziehungsweise sollen die in der Gesellschaft als weiblich und somit eher negativ konnotierten Eigenschaften von Mädchen und jungen Frauen als positiv dargestellt werden.

Auf diese Neu- bzw. Aufwertung von weiblichen Eigenschaften gehen auch Klees, Marburger und Schumacher ein. Es ist die Rede von einer Gleichwertigkeit weiblicher und männlicher Fähigkeiten und Kompetenzen. Weiters darf nicht davon ausgegangen werden, dass bei Mädchen keine als männlich konnotierten Eigenschaften zu finden sind, diese müssen nur wiederentdeckt werden (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 33f.). Die in der Gesellschaft relativ klar verteilten Eigenschaften, passend zu den Rollenbildern, sind nicht automatisch an ein Geschlecht gebunden. Durch den Versuch eine Gleichwertigkeit dieser Zuschreibungen herzustellen, kann ein Stück weit Gleichheit hergestellt werden. Denn dann werden Frauen und Mädchen keine angeblich weiblichen und „schlechteren“ Eigenschaften mehr zugeteilt, sondern einzelne Individuen sind unterschiedlich und vielfältig.

Jedoch sehen die realen Gesellschaftsverhältnisse anders aus.

„In Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit spiegelt sich oft der gesellschaftliche Alltag wider, das heißt vor allem Mädchen werden immer wieder mit geschlechtsstereotypischen Verhaltensweisen konfrontiert. Geschlechtshomogene Arbeit und Angebote tragen neben der koedukativen Arbeit zu Entstereotypisierung von Verhaltensweisen bei“ (Steirischer Dachverband für Offene Jugendarbeit 2010, S. 26).

Der Versuch durch homogene Gruppen Aufklärungsarbeit zu leisten hat einen großen und wichtigen Stellenwert für einen gesellschaftlichen Fortschritt. Auch Klees, Marburger und Schumacher gehen auf die geschlechtshomogenen Gruppen ein. Homogener Raum ist vor allem wichtig, weil nicht ständig männliche Normen und Werte anwesend sind und so einer

weiteren Stereotypisierung vorgebeugt werden kann (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 37). Die Mädchen können anders, also freier handeln und sich somit entfalten und durch die Abwesenheit männlicher Normen und des männlichen Blickes kann die Auseinandersetzung mit der sogenannten Weiblichkeit und den Geschlechterverhältnissen ihren Ausgang nehmen.

„In der Mädchenarbeit können sich Mädchen ohne Abwertung, Beobachtung oder Bewertung und Dominanz von Jungen erleben. Mädchen können sich in Bereichen ausprobieren und erfahren, die sie sonst als männlich dominiert oder zugeordnet erfahren und die deshalb für sie schwer zugänglich sind“ (Steirischer Dachverband für Offene Jugendarbeit 2010, S. 26).

Die Mädchenarbeit und somit auch die Pädagoginnen, eröffnen den jungen Frauen neue Möglichkeiten und zeigen auf, dass es für Frauen nichts Abnormales und Abwegiges ist, wenn sie sich beispielsweise für einen technischen Beruf entscheiden, oder Eigenschaften haben, die eher als männlich gelten. Gleichstellung und Gleichheit sollten das Ziel sein und vor allem die Aufklärung der Mädchen, dass sie nicht minderwertiger sind als Jungen und Männer. Es sollte ihnen verdeutlicht werden, dass sie nicht selber daran Schuld sind, sondern dass strukturelle Gegebenheiten und die geschlechtsspezifische Sozialisation dazu beitragen, wie sie als Frau gesehen werden und was sie als Frauen dürfen oder nicht.

Von Bedeutung sind in diesem Prozess, wie schon erwähnt, die Pädagoginnen. Beziehungsweise ihre Parteilichkeit. Den Mädchen sollte verdeutlicht werden, dass jemand auf ihrer Seite steht und auf ihre Interessen Bezug nimmt. Es soll so die ungleiche Behandlung von Mädchen und Jungen verdeutlicht werden und gleichzeitig die Forderung nach der Aufwertung von weiblichen Zuschreibungen. Ein zentraler Punkt ist dabei, dass die Mädchen nicht zu etwas gedrängt werden, was sie eigentlich nicht wollen (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 35f.). Für die Mädchen ist vor allem ein guter Bezug zu den Pädagoginnen wichtig. Diese sollen ihnen Rückhalt geben und klar deutlich machen, dass sie auf ihrer Seite stehen. Anhand dieses Bezugsrahmens können die Pädagoginnen mit den Mädchen eine Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit beginnen. Anders gesagt ermöglicht feministische und parteiliche Mädchenarbeit eine Beschäftigung mit gesellschaftlichen Verhältnissen, aber auch die Kritik an der Rolle der Frau. Weiters werden den Mädchen neue Lebensmodelle aufgezeigt, in denen sie als gleichwertige Menschen einer Gesellschaft anerkannt werden (vgl. ebd., S. 37f.).

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

Sinn und Zweck der Mädchenarbeit ist es also, den jungen Frauen eine emanzipierte Sichtweise zu vermitteln, anhand derer sie die Möglichkeit bekommen ihr Leben nicht nach traditionellen Mustern zu gestalten. Vor allem die Aufklärung über die Geschlechterverhältnisse ist bedeutend, da ausgehend von dieser erste Schritte in die Emanzipation getan werden können.

Mittlerweile, so Cloos, Köngeter, Müller und Thole, gibt es in vielen Organisationen Angebote für Mädchen. Beispielsweise der Mädchentag, spezifische Mädchenangebote oder den Mädchenraum (räumliche und zeitliche Abtrennung vom offenen Bereich). Aber die Beschäftigung mit dem Thema Gender in getrennten Bereichen scheint nicht mehr als ausreichende Strategie, weil vor allem im offenen Bereich Gender produziert und reproduziert wird (vgl. Cloos/Köngeter/Müller/Thole 2009, S. 106f.). Dadurch zeigt sich, dass der Blick in Richtung reflektierte Auseinandersetzung mit dem Thema Gender in heterogene Gruppen gelenkt wird, da vor allem in solchen Kontexten die Geschlechterverhältnisse klar zum Ausdruck kommen. Aber der Fokus sollte auch auf die Jungenarbeit gerichtet werden. Denn auch die Jungen erlernen durch ihre Sozialisation ein klares, von der Gesellschaft als männlich konnotiertes Muster. Es ist daher essentiell, so Klees, Marburger und Schumacher, dass Pädagogen neben der feministischen und parteilichen Mädchenarbeit, antisexistische Jungenarbeit durchführen sollten (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 37). Es soll ein Ausgleich geschaffen werden. Einerseits sollen den Mädchen stärkende Impulse gegeben werden, damit sie erkennen, dass sie nicht minderwertig sind. Andererseits sollten auch die Jungen in den Mittelpunkt rücken. Auch sie sollten über Geschlechterverhältnisse, Geschlechterhierarchie und geschlechtsspezifische Sozialisation aufgeklärt werden. An beiden Seiten muss geschlechterreflektierte Arbeit geleistet werden, um eine Gleichstellung zu erreichen.

4.2 Bubenarbeit

4.2.1 Die Entstehung der Bubenarbeit

Die Bubenarbeit hat sich in Österreich in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts aus schulischer und verbandlicher Sozialer Arbeit entwickelt (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 80). Diese Entwicklung veranschaulicht einen relativ späten Beginn der Auseinandersetzung mit den Lebenswelten der Burschen und der jungen Männer. Das Augenmerk

auf die Jungen ist zuvor oft weniger beachtet worden (vgl. Rick 2008, S. 187). Während also Mädchenarbeit früher etabliert und angewandt wurde, wird bei der Bubenarbeit eine Verzögerung ersichtlich. Wie schon in dem vorigen Kapitel erwähnt, zeigt sich aber im Zuge der Mädchenarbeit, auch gleichzeitig der Anspruch nach geschlechterreflektierender Bubenarbeit. Einseitige Arbeit mit nur Mädchen oder Jungen macht keinen Sinn, beide Ansätze führen zu einem gleichstellenden Ziel. Denn es handelt sich allgemein nicht um Kinder oder Jugendliche, sondern um Mädchen und Buben, die ein Geschlecht besitzen. Daher sollten auch die jeweiligen Lebenslagen mitbedacht werden (vgl. Rick 2008., S. 187). Da es die Unterscheidung in weiblich und männlich in der Gesellschaft gibt, die klare Linien aufzeigt, kann und sollte auch in der pädagogischen Arbeit daran angesetzt werden. Denn die geschlechtsspezifische Sozialisation, die Frauen zu „wirklichen“ Frauen und Männern zu „wirklichen“ Männern macht, kann leichter in homogenen Gruppen aufgezeigt werden. Auch Bentheim, May, Sturzenhecker und Winter erläutern bezogen auf die Bubenarbeit, dass geschlechtsspezifische Sozialisation bei Jungen Widersprüche auslösen kann. Nach außen hin sollten sich Männer so geben, als wäre die Frage der Geschlechtsidentität kein Problem, aber im geschützten Raum kommt oft das Gegenteil heraus (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004 S. 31). Es zeigt sich also eine positive bzw. ehrlichere Atmosphäre, wenn in homogenen Gruppen gearbeitet wird.

„Jungen können in homogenen Gruppen Schwächen sowie auch ihre Ressourcen und Stärken erfahren und ausleben, ohne negative Wertung von außen zu erleben. Männer sind nicht schmerzfrei, sondern empfinden körperliche und seelische Verletzungen“ (Steirischer Dachverband für Offene Jugendarbeit 2010, S. 28).

In einer heterogenen Gruppe fällt es Jugendlichen schwerer sich nicht als „wirklicher Mann“ oder als „wirkliche Frau“ zu zeigen. Denn wenn junge Männer Gefühle zeigen, dann gilt dies in der Gesellschaft als unmännlich. Dass auch Männer Schwächen haben und diese zeigen können bzw. dürfen ist nicht selbstverständlich.

„Und es erfordert immense Kraft und Energie, sich möglichst gelungen und erfolgreich – wenigstens nach außen – als junger Mann, als junge Frau zu präsentieren und entsprechende Beachtung und Anerkennung zu finden. Gleichzeitig ist eine immense Aufmerksamkeit gefordert, alles zu vermeiden, was als ‚unmännlich‘, als ‚unweiblich‘ gilt“ (Krafeld 2001, S. 561).

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

Die weiblichen und männlichen Jugendlichen befinden sich in einer Phase der Selbstfindung, aber müssen gleichzeitig versuchen sich den gesellschaftlichen Vorstellungen von Frauen und Männern zu unterwerfen. Jungen stehen während der Entwicklung ihrer Identität unter dem Druck sich anpassen zu müssen bzw. den männlichen Normen zu entsprechen. Dies bedeutet, sie nehmen männliche Geschlechterrollenstereotype an, die sich durch verschiedene Ausdrucksweisen manifestieren und einerseits Überlegenheit, aber auch hohen Selbstwert ausdrücken sollen (vgl. Jähningen 2001, S. 157). Um also ihrer Männlichkeit nachzukommen, versuchen die Heranwachsenden sich möglichst gut an die Geschlechterbilder der Gesellschaft anzupassen und sich mit Eigenschaften, die als männlich gelten, auszustatten. Denn welchen Platz nehmen die Männer, die angeblich weibliche Eigenschaften besitzen, in der gesellschaftlichen Rangordnung ein?

In dieser gesellschaftlichen Rangordnung stehen „männliche“ Männer ganz oben. Auch Stuve schreibt, dass der männliche Verhaltenskodex dem weiblichen überlegen ist. Diese Überlegenheit wird durch die Natur legitimiert. Dies spielt auf die physiologische Beschaffenheit der männlichen und weiblichen Körper an (vgl. Stuve 2010, S. 17). Auf die Natur und darauf, dass Frauen von Natur aus unterlegen sind, wurde in einem früheren Kapitel (siehe 2.1 Der Begriff „Gender“) schon eingegangen. Zu sagen bleibt, dass dieses Denken in vielen Teilen unserer Gesellschaft noch weit verbreitet ist und sich erst langsam auflöst. Beitragen können hierzu Mädchenarbeit und vor allem auch die Bubenarbeit.

Allgemein bezieht sich die Arbeit mit jungen Männern aber nicht nur darauf, dass Mädchen oder Frauen abwesend sind, sondern sie hat einen starken Genderbezug. Bubenarbeit *„ist daher nicht: bloße Abwesenheit von Mädchen, unreflektierte Reproduktion des männlichen Verhaltenskodex, das Zurückschlagen, angesichts des Raumgewinns von Feministinnen. Das Verhältnis zur Mädchenarbeit ist kein konkurrierendes – auch wenn viele Jungen gerade daraus einiges an Motivation entwickeln“* (Rick 2008, S. 188). Klar wird hierdurch, dass Bubenarbeit nicht einfach eine alltägliche Auseinandersetzung mit Buben ist, sondern den Fokus auf geschlechterreflektierende Aufklärungsprozesse legt.

„Der Inhalt der Jungenarbeit ist also eine kritische Auseinandersetzung mit Männlichkeiten. Eine Jungengruppe für sich ist noch keine Jungenarbeit, es kommt darauf an, was dort geschieht. Geschlechteruntypische Angebote und Interessen sind dabei eher zu fördern, die Arbeit mit jungentypischen Angeboten eher zu vermeiden“ (Stuve 2010, S. 19).

Der Blick wird also auf adäquate Ansätze und Methoden gerichtet, die den Buben die Möglichkeit einer Orientierung in ihrer eigenen Männlichkeit bieten soll, die einerseits antisexistisch ausgerichtet sein sollte und andererseits aufklärend wirken sollte.

„Auf eine Formel gebracht: Geschlechtshomogenität plus Geschlechtsbewusstsein ergeben – umgesetzt durch entsprechende Arbeitsansätze und Methoden – erst ‚Jungenarbeit‘“ (Bentheim/May/Struzenhecker/Winter 2004, S. 8).

4.2.2 Prinzipien und Ziele der Bubenarbeit

„Jungenarbeit, wie sie heute vielerorts anzutreffen ist, will traditionell männliche Handlungsmaximen nicht mehr gänzlich außer Kraft setzen (schon weil sie aufgrund ihres begrenzten Aktionsradius nicht kann), aber deren Entwicklungsbehinderungen durch rigide Rollenzuschreibungen beständig hinterfragen und um die Vermittlung auch unkonventionellere Erfahrungen erweitern – Wandel durch Prozess“ (Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 65).

Wichtig ist vor allem die kritische Auseinandersetzung mit „typisch männlichen“ Rollenbildern, damit die männlichen Jugendlichen sehen, welche veränderten Lebensgestaltungsmöglichkeiten ihnen offen stehen. Der Wunsch die männlichen Jugendlichen durch Bubenarbeit von einem Tag auf den anderen zu ändern, ist unrealistisch und auch unnötig. Um eine wirkliche Veränderung einzuleiten bedarf es eines Veränderungsprozesses, der langsam umgesetzt werden soll aber dafür nachhaltig wirken soll.

Schwierigkeiten bei der Umsetzung stellen beispielsweise die traditionellen Rollenverständnisse von Geschlecht dar und die daran anknüpfende überlegene Männlichkeit, die ein stabilisierendes Kriterium ist. Die Pädagogik hat die Funktion Jungen die Möglichkeit zu bieten, sich von den Dominanz- und Hierarchieordnungen entfernen zu können (vgl. Stuve 2010, S. 18). Egal ob Frau oder Mann, problematisch ist die Abweichung von gesellschaftlichen Normen für jedes Individuum. Männer, die sich nicht als „das starke Geschlecht“ inszenieren und Gefühle zeigen, sich also nicht der gesellschaftlichen männlichen Norm unterwerfen, werden als „unmännlich“ stigmatisiert und dadurch abgewertet.

„Nicht von ungefähr werden solche Zurichtungen als Verbote (z.B. Schmerz zu empfinden und zu äußern) vermittelt, die geschlechterkulturell eingebettet und rückbezogen sind. Bei Jungen Unerwünschtes wird dann z.B. kulturell als ‚weiblich‘ zugeschrieben, diffamiert und abgewertet“ (Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 33).

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

Eine Abwertung geschieht also Großteils durch die Zuschreibung von weiblichen Eigenschaften und zeigt die immer noch klare Differenzierung zwischen weiblich und männlich, Unterlegenheit und Dominanz.

Das gesellschaftliche Leitbild bezogen auf die Männlichkeit ist, dass Männer keine Probleme oder Schwierigkeiten haben, sondern diese lösen. Weitgehend lässt sich dieses Verhalten oder dieser Habitus durch den Versuch der Anpassung an dieses Leitbild erklären. Junge Männer wollen als „richtiger Mann“ anerkannt und gesehen werden (vgl. Krafeld 2001, S. 560). Der Schlüsselfaktor liegt also im gesellschaftlich anerkannten Leitbild, das die Jugendlichen verfolgen. Der dringende Wunsch als vollwertiger Mann anerkannt zu werden steht im Vordergrund. Es bedarf also nicht nur einer Veränderung im Denken der Individuen, sondern vor allem auch einer weitgehend strukturellen Änderung. Beispielsweise werden in den Medien Männer oft noch als das starke Geschlecht dargestellt. Mit diesem Bild können sich aber viele junge Männer nicht mehr identifizieren und fühlen sich überfordert. Diese Überforderung überspielen sie dann mit gespielter Stärke (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 31f.). Das bedeutet für Männer, egal in welcher Gefühlslage sie sich befinden, eine Stärke ausstrahlen zu müssen, damit das in der Gesellschaft immer noch vorhandene Bild vom angeblich starken Geschlecht, erfüllt wird.

„Jungen – wie Männern – werden tendenziell Schwächen bei u.a. sogenannten soft skills, den sozialen Fähigkeiten wie verbaler Austragung von Konflikten, Äußerungen von Gefühlen, Berücksichtigung von Beziehungsaspekten in der Kommunikation nachgesagt“ (Rick 2008, S. 188). Einerseits besteht für die jungen Männer also der Druck sich den gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen und die Rolle eines wirklichen, echten Mannes zu inszenieren. Andererseits entsteht in der Gesellschaft dann der Eindruck, Männer und Buben hätten weniger ausgeprägte „soft skills“. Dabei, so Bentheim, May, Sturzenhecker und Winter, müssen Männer beispielsweise selbst ihre Probleme lösen und nicht nach Hilfe suchen, da sie dies von klein auf so gelernt haben. Auch sich selbst zu reflektieren oder Schwachstellen und Angst zu zeigen ist keine Option für Männer (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 32). Dadurch wird klar, dass durch die geschlechtsspezifische Sozialisation Jungen und Männer dazu gebracht werden, ihre Gefühle auszuschalten und rational zu denken und zu handeln. Die Geschlechtertrennung und das Ungleichverhältnis werden hierdurch nur noch verstärkt, da sich zwei Fronten bilden, die angeblich zur Gänze unterschiedlich sind. Dies zeigen Ratgeber oder Bücher wie zum Beispiel „Männer sind vom Mars und Frauen von

Seite | 46

der Venus“. Dass aber Frauen und Männer durchaus auch gleiche Fähigkeiten und Kompetenzen und damit Eigenschaften haben können, wird durch die gesellschaftlichen Vorstellungen verdeckt und anhand von Inszenierungen überspielt.

Hierbei ist die Bubenarbeit von Bedeutung, denn sie soll sich mit einem besonderen Blick auf Buben und junge Männer und dem Geschlechterverhältnis auseinandersetzen. Essentiell ist es, dass Pädagogen männliche Rollenbilder und Verhaltensweisen kritisch reflektieren und den Jugendlichen einen detaillierten Einblick in die Inszenierungsformen von Männlichkeiten geben (vgl. Steirischer Dachverband für Offene Jugendarbeit 2010, S. 28). Die Schlüsselrolle von Pädagogen rückt in den Mittelpunkt. Sie sind diejenigen, die den jungen Männern zeigen können, dass es auch noch andere Möglichkeiten gibt bzw. nicht nur die eine Männlichkeit, die in der Gesellschaft als adäquat gilt. Somit soll den männlichen Jugendlichen eine Erweiterung ihres Handlungsspielraums eröffnet werden.

Der schon erwähnte Begriff „Männlichkeiten“ deutet auf einen Veränderungsprozess hin. Durch Pluralisierungsprozesse gibt es kein einheitliches Männlichkeitsbild mehr. Junge Männer sollen einerseits ein traditionelles Rollenbild übernehmen, können aber in der veränderten Gesellschaft mit diesem nicht mehr viel anfangen. Durch die Veränderung der Männerrolle sind viele Jungen verunsichert, da es wenige Anhaltspunkte gibt, wie das veränderte Mann-sein funktioniert (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 32). Es entsteht ein Zwiespalt, der von vielen Männern als unüberwindbar gilt. Einerseits wird von ihnen verlangt den gesellschaftlichen Anforderungen an ein traditionelles Männlichkeitsbild zu entsprechen, andererseits lockert sich dieses Bild etwas auf und stellt somit junge Männer vor ein neues Problem. *„Die Unüberschaubarkeit und Instabilität biografischer Lebensentwürfe fördert also Prozesse, sie mit besonders stabilen geschlechtlichen Identitätsmustern kompensieren zu wollen“* (Krafeld 2001, S. 562). Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken ist es wichtig, die jungen Männer zu unterstützen und ihnen neue Wege und Möglichkeiten aufzuzeigen. Pädagogen stehen in der Verantwortung ihnen dies zu ermöglichen. Denn Buben und junge Männer brauchen und suchen männliche Vorbilder, entweder um ihnen nachzueifern, oder um sich von ihnen abgrenzen zu können. Daher ist es bedeutend, dass Pädagogen, die Bubenarbeit betreiben, ihre eigene Rolle als Mann mit den dazugehörigen Verhaltensweisen zu reflektieren und so als Vorbild zu dienen. Darum werden zunächst eher Männer für die Bubenarbeit bevorzugt, da sie selbst im gesellschaftlichen Gefüge als Mann gelten (vgl. Rick 2008, S. 189). Ohne diese Kenntnisse und die Gewissheit über die vorherrschenden Ge-

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

schlechterverhältnisse, kann keine positiv wirkende Bubenarbeit geleistet werden. Daher sollten die Pädagogen sich persönlich mit dem Thema Geschlecht und den damit verbundenen Hierarchieverhältnissen beschäftigen, um die Vorbildfunktion für die Heranwachsenden auch einnehmen zu können. Sie sollten also selbstreflektiert an die Sache herantreten.

„Diese Selbstreflexion ist nicht männerbewegte Privatsache, sondern Bestandteil fachlicher Profilierung und verlangt die Auseinandersetzung mit weiteren Elementen von Professionalität: also z.B. fachliches Wissen über Ziele und Inhalte von Jungenarbeit, eine kritische Haltung gegenüber geschlechterbedingten Hierarchien, Ungleichheiten und ungerechten Strukturen, der Verteilung von Handlungsoptionen in der Gesellschaft auf dem Hintergrund der jeweiligen Geschlechterzugehörigkeit.“ (Jähninge 2002, S. 160).

Deutlich wird, dass bloße Selbstreflexion nicht ausreicht, um pädagogische Herangehensweise als Bubenarbeit zu bezeichnen. Sie ist aber ein wichtiger Teil der fachlichen Kompetenz, die benötigt wird, um in der Bubenarbeit tätig zu sein. Kenntnisse über Inhalte, Methoden und Ziele aber auch die schon erwähnte Bewusstwerdung über Geschlechterverhältnisse sind zentral.

Für die Bubenarbeit ist ein Wissen über Probleme und Schwierigkeiten des Mann-werdens und des Mann-seins in der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur und ein adäquates Ansprechen dieser von Bedeutung (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 9). Kenntnisse über geschlechtsspezifische Sozialisation und ihre Auswirkungen und die Aufklärung der Buben und jungen Männer über dieses Thema zeigen sich als relevant. Aber auch kleine Dinge, so Stuve, zeigen ihre Wirkung. Beispielsweise die Verwendung von geschlechtergerechter Sprache, oder die Auseinandersetzung mit einem Film, in dem Geschlechterrollen aufgebrochen werden. Als großes Ziel sollte aber die Auflösung der Zuordnung von geschlechterstereotypen Eigenschaften und Verhaltensweisen gelten. Dadurch sollen für die Adressaten neue Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt werden (vgl. Stuve 2010, S. 19). Auch mit kleineren kritischen Impulsen kann ein Denkprozess eingeleitet werden, der zur Vertiefung anregt. Im Vordergrund steht hier immer die Fokusgruppe junge Männer oder Buben, ihre Schwierigkeiten in der Gesellschaft zurechtzukommen und ihre eigene Geschlechterrolle bzw. Identität zu finden. Auch Bentheim, May, Sturzenhecker und Winter gehen davon aus, dass Bubenarbeit die Heranwachsenden dabei unterstützen sollte ihre Identität in Bezug auf ihr Geschlecht und ihr Verhaltensrepertoire zu entwickeln (vgl. Bentheim/May/Sturzenhecker/Winter 2004, S. 64). Die jungen Männer sollen somit das Gefühl vermittelt bekommen, dass

sie nicht alleine mit ihren Problemen dastehen. Weiters geht die Begleitung und Hilfestellung in Richtung Geschlechtergerechtigkeit. Auch Männer sollten aufgeklärt werden über die Geschlechterverhältnisse und Hilfestellungen bekommen, um ihre eigene Männlichkeit zu verstehen und somit besser gestalten zu können.

„Anders formuliert: Mit dem Wissen um männliche Sozialisation, eigene Ressourcen, mit Wachheit, Neugier und Berücksichtigung positiv-wertschätzender Beziehungen zu den Jungen werden diese auf dem Hintergrund ihrer jeweiligen Suche nach männlicher Identität wahrgenommen und es wird ihr Verhalten und Suchverhalten angenommen“ (Jähningen 2002, S. 159).

Heranwachsende können so die Schwierigkeiten in der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität mit der Unterstützung von Pädagogen überwinden und gleichzeitig ein positiveres und moderneres Männerbild schaffen. Da Geschlecht eine omnipräsente Strukturkategorie darstellt, ist es bedeutend auch in der Sozialpädagogik oder Sozialen Arbeit auf diese einzugehen. Krafeld konstatiert, dass die Geschlechterrolle eine bedeutende Position einnimmt, weil sie einerseits als von der Natur her vorbestimmt angesehen wird. Und andererseits wird von allen Individuen versucht, diese Rolle auch adäquat einzunehmen. Sie überzeugend zu inszenieren, zu spielen und nach außen so „weiblich“ oder „männlich“ wie möglich zu wirken, ist für viele Heranwachsenden von enormer Bedeutung (vgl. Krafeld 2001, S. 562). Es geht vorrangig darum, sich der Gesellschaft anzupassen, sich den Normen zu unterwerfen und nicht als „anormal“ zu gelten. Um sozusagen nicht aus der Rolle zu fallen, die von klein auf antrainiert und konstruiert wurde und immer wieder rekonstruiert wird. Durch Bubenarbeit sollen *„vorherrschende Stereotypen von Männlichkeitskonstrukten abgebaut und männliche Vorbilder geschaffen werden“ (Steirischer Dachverband für Offene Jugendarbeit 2010, S. 29).* Mädchen und Bubenarbeit sollen also vorherrschende Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstrukte durchleuchten und reflektieren, um Mädchen und Buben, Frauen und Männern die Möglichkeit zu bieten ihre eigenen Weiblichkeiten und Männlichkeiten zu entdecken. Diese dann zu hinterfragen und für sich selbst entwickeln zu können, ohne den verschiedenen gesellschaftlichen Vorstellungen immer gerecht werden zu müssen und damit einem Druck zu unterliegen. Die PädagogInnen nehmen hierbei eine wichtige Funktion ein. So schreibt Jähningen über die Pädagogen der Bubenarbeit, dass sie in jeder Situation eine geschlechterbezogene Brille tragen sollten, um adäquat reagieren zu können (vgl. Jähningen 2002, S. 159). Dies betrifft sowohl Pädagoginnen als auch Pädagogen. Denn ohne diese Brille wäre Mädchen- oder Bubenarbeit nur Arbeit in geschlechtshomogenen Gruppen, aber keine Aus-

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

einandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und der Versuch den Jugendlichen, sowohl weiblich als auch männlich, den Umgang mit dem eigenen Geschlecht und den dazugehörigen Normen zu erleichtern.

4.3 Überkreuzungspädagogik

Eine weitere Möglichkeit die homogene Arbeit mit Jungen oder Mädchen auszuweiten besteht darin, die Überkreuzungspädagogik anzuwenden.

„Ein ‚neuer‘ Begriff, für eine bewusst und auch unbewusst eingesetzte pädagogische Intervention, ist ‚Cross Work‘. Es meint die Arbeit, von einer oder mehreren Frauen mit männlichen Jugendlichen und von einem oder mehreren Männern mit weiblichen Jugendlichen. In pädagogischen Handlungsfeldern ist dies nichts Neues. Jedoch ist es aus geschlechterbewusster Sicht eine spannende Variante mit tollen Chancen und auch Sackgassen und Risiken“ (Franke 2010, S. 49).

Als Chance kann es gewertet werden, dass der Horizont der weiblichen oder männlichen Jugendlichen durch die jeweils „andere“ bzw. individuelle Perspektive erweitert wird. Als Gefahr oder Risiko erweist sich die persönliche Geschlechtlichkeit der PädagogInnen. Diese sollten im Hinblick auf ihre eigene Konstruktion von Geschlecht immer reflektiert sein und sich mit dem Thema auseinandersetzen. Auch Franke geht davon aus, dass alle am Prozess beteiligten Personen, also nicht nur die Jugendlichen, sondern auch die Fachkräfte sich einem Geschlecht zuordnen (vgl. ebd., S. 49). Dieser Vorgang sollte den PädagogInnen bewusst sein und bedarf einer ständigen Analyse, um den jungen Frauen und Männern die Entwicklung ihrer Identität zu erleichtern und festgefahrene, traditionelle Rollenbilder aufbrechen zu können.

„Ziel ist es, tradierte Geschlechterbilder von Mädchen und Jungen zu irritieren, zu erweitern und Bedürfnissen nach Anerkennung und Kontakt auch mit Erwachsenen des ‚Gegengeschlechts‘ nachzukommen“ (Wallner 2008, S. 16 zit.n. Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2010, S. 31). Vor allem für Jugendliche kann ein Reiz darin bestehen mit Personen des anderen Geschlechtes in Kontakt zu kommen. Hierin kann die große Chance gesehen werden, alte Klischees aufzubrechen. Eigenschaften und Fähigkeiten sollten nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebunden und damit auf oder abgewertet werden. Sie sollten frei für alle Individuen zur Verfügung stehen, ohne gleich als Etikett zu dienen. Daher ist es für die

Jugendarbeit und die PädagogInnen bedeutend nicht wertend an das Thema Geschlecht heranzugehen.

„Die einem Geschlecht zugeordneten Verhaltensweisen werden nicht höher oder geringer gewertet als die dem anderen Geschlecht beigemessenen. Mädchen und Jungen werden gleichermaßen wertgeschätzt. Ihre dargestellten Handlungsweisen sollen nicht aufgrund ihres Geschlechts bewertet bzw. abgewertet werden“ (Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 168).

Durch die geschlechterbewusste und reflektierte Auseinandersetzung von männlichen Fachkräften mit jungen Frauen und weiblichen Fachkräften mit jungen Männern kann zusätzlich zu den anderen Ansätzen genderbezogener Pädagogik, eine positive Erweiterung darstellen. Die Hierarchie oder das Machtgefälle, welches die Männer als Norm darstellt, kann abgebaut werden, indem den Jugendlichen veranschaulicht wird, dass Vielfalt eine neue Möglichkeit ist, um traditionelle Geschlechterrollen aufzubrechen.

4.4 Reflexive Koedukation

„In den 1960ern kommt es, mit der Etablierung koedukativer Ansätze in der schulischen wie außerschulischen Jugendarbeit, zu einem grundlegenden Wechsel der pädagogischen Paradigmen. Das Postulat einer Verschiedenheit der Geschlechter – dem eine getrennte Erziehung von Mädchen und Jungen Rechnung trägt – wird von der Vorstellung einer Gleichheit der Geschlechter abgelöst“ (BMGJF 2007, S. 33 zit.n. Friebertshäuser 1997; Horstkemper 2001).

Die Denkrichtung geht durch die Diskussion um Koedukation wieder in Richtung Gleichberechtigung bzw. Gleichbehandlung. Es geht nicht darum, dass alle Mädchen und Jungen gleich sind, sondern das gleiche Recht haben fair behandelt zu werden.

„Reflexive Koedukation ermöglicht als Ergänzung zu geschlechtshomogenen Angeboten die Erfahrung, zusammen mit Jungen und Mädchen unter ‚anderen Vorzeichen‘ etwas zu erleben. Wichtig ist hier vor allem der reflexive Charakter der gemeinsamen Aktionen. Die Geschlechterfrage muss aktiv in die Gestaltung einbezogen werden und die Zielsetzung der Differenz in Gleichheit als Überprüfungs-kriterium permanent herangezogen werden“ (Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 179).

Deutlich wird, dass die reflexive Koedukation nicht als alleiniges Mittel gegen Ungleichbehandlung und Verfestigung von traditionellen Rollenbildern gilt, sondern die Anwendung von allen geschlechtsbezogenen Ansätzen. Der reflektierte Umgang mit der Kategorie Geschlecht

4. Der Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und „Gender“

rückt in den Mittelpunkt und sollte vor allem von den PädagogInnen beachtet werden. Denn nur wenn ein reflektierter und kritischer Blick auf die Handlungen und Interaktionen der gemischtgeschlechtlichen Gruppe gerichtet wird, handelt es sich auch wirklich um geschlechterreflektierte Jugendarbeit. *„Folglich liegt die zentrale Bedeutung der geschlechtsbezogenen Pädagogik für die pädagogische Praxis in der grundlegenden Überprüfung und Veränderung der Haltung der PädagogInnen zu den Mädchen und Jungen, zu ihrem Auftrag und letztlich auch zu sich selber“* (vgl. ebd. 2005, S. 174). Es dreht sich also vor allem auch um die Art und Weise wie SozialpädagogInnen mit dem Thema Gender umgehen und wie sie die Kategorie in ihre Arbeit einbauen. Sie sollten in Bezug auf diese Thematik einerseits selbstreflektiert sein und sich andererseits mit Hilfe des Wissens über Geschlechterverhältnisse klar gegenüber geschlechtstypischen Zuschreibungen abgrenzen, um so die Gefahr der Abwertung oder Aufwertung von bestimmten Eigenschaften zu vermeiden. Da die Jugendlichen schon in der Gesellschaft unterschiedlich behandelt werden und ihnen unterschiedliche Eigenschaften zugeschrieben werden, die jeweils eine andere Wertigkeit besitzen, sollte umso mehr Wert auf den Versuch einer Gleichbehandlung gelegt werden. Die Ungleichbehandlung geht, so Scheffknecht-Zangerle, Rümmele und Franke, auf die geschlechtsspezifische Sozialisation zurück und verläuft für Mädchen und Jungen anders. Viele Fähigkeiten können so von den Mädchen und Jungen nicht ausgelebt werden, da sie nicht als adäquat erscheinen (vgl. Scheffknecht-Zangerle/Rümmele/Franke 2008, S. 212). Dieser Prozess bedarf einer Veränderung in Richtung Denken der Vielfalt. Mädchen und Jungen, werden sie schon eines bestimmten Geschlechts verwiesen, sollen wenigstens ihren Neigungen und Fähigkeiten nachgehen können, ohne sich als von der weiblichen oder männlichen Norm abweichend etikettiert zu werden.

Die reflexive Koedukation soll hier ihren Beitrag in dem Sinne leisten, zumal sie versucht ein gleichberechtigtes Miteinander möglich zu machen. Die schon erwähnten geschlechterstereotypen Zuschreibungen sollen aufgehoben werden, damit Mädchen und Jungen die gleichen Möglichkeiten bekommen auf Ressourcen zuzugreifen (vgl. Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit 2010, S. 21 zit.n. Mädchen- und Jungenarbeit, Programmheft Kurzlehrgang für geschlechtsbezogene Pädagogik, Schloss Hofen 2009, ohne Seitenzahl). Es soll somit ein Stück weit Gleichberechtigung verfolgt werden, die den Jugendlichen den Weg in eine Vielfalt der Handlungsmöglichkeiten eröffnen soll, ohne in eine traditionelle „Geschlechterschublade“ hineingedrängt zu werden.

Die derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklungen zeigen, unter anderem durch die Hilfe der Jugendarbeit, einen Trend in Richtung Vielfalt. Jedoch sind die klassischen Geschlechterbilder immer noch vorzufinden. Das Geschlechter- bzw. Machtverhältnis ist also immer noch ungleich verteilt. *„Das Miteinander zwischen Jungen und Mädchen spiegelt immer in irgendeiner Form das Geschlechterverhältnis wider, und genau dies soll der Reflexion zugänglich gemacht werden“ (Drogand-Strud/Rauw 2005, S. 179).* Wichtige Schlagworte für die reflexive Koedukation sind also Reflexion der Genderthematik, Selbstbestimmung und Selbstermächtigung, Emanzipation, aber auch der Versuch Geschlechterunterschiede abzubauen.

„Reflexive Koedukation impliziert die Möglichkeit, sich selber neu kennen zu lernen und sich im Miteinander neu auszuprobieren. Hier wird der Rahmen aufgemacht, Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, was die Konstruktionen von Geschlecht und deren Bewertung angeht“ (ebd. 2005, S. 179).

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

Nach der Beschäftigung mit den Themen „Gender“ und Geschlecht, Offener Jugendarbeit und geschlechtsbezogener Pädagogik bzw. dem Zusammenhang von Offener Jugendarbeit und Gender, folgt im folgenden Kapitel die Auseinandersetzung mit den Rollenbildern, die in der westlichen Gesellschaft vorherrschen. Es soll hierbei unter anderem darum gehen, die Frage zu klären, wie diese entstehen und warum sie solch eine Permanenz vorweisen? Auch soll ein Hauptaugenmerk darauf gelegt werden, wie die Geschlechterverhältnisse allgemein aussehen und welche Unterschiede sich zwischen Frauen und Männern in den unterschiedlichsten Bereichen manifestieren.

5.1 Welche Rollenbilder herrschen in der Gesellschaft vor?

5.1.1 Historischer Rückblick

Wie schon im ersten Kapitel dieser Arbeit erwähnt wurde, existieren die unterschiedlichen Zuschreibungen zu den jeweiligen Geschlechtern nicht schon seit Anbeginn der Zeit. Auch die Rollenaufteilung zwischen Frauen, die dem Privaten zugeteilt wurden und Männern, die für das Öffentliche, also die Erwerbstätigkeit zuständig waren, ist erst seit 1800 vorhanden.

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

Dieser Wandel der Geschlechterbilder um 1800, so schreiben auch Adler und Lenz, hat mit dem Aufkommen des Bürgertums zu tun und dass sich zu dieser Zeit der Fokus der Gesellschaft von der Landwirtschaft hin zum sekundären Sektor bewegte. Zuvor waren Frauen und Männer oft Teil eines Bauernhofes und teilten sich die Arbeit auf. Wobei die Bäuerinnen nicht auf die Hausarbeit beschränkt waren, sondern sich um die Tiere und den Garten, die Herstellung von Gewand und teilweise auch um die Ernte kümmerten (vgl. Adler/Lenz 2010, S. 84f.). Es gab vor 1800 auch eine gewisse Arbeitsteilung, diese bezog sich aber nicht auf weibliche und männliche und somit schlechtere oder bessere Arbeit, sondern um die Erleichterung der Arbeit. Die Aufteilung in Privates und Öffentliches geschieht folglich erst relativ spät und hat vor allem mit dem Argument der Natur oder Natürlichkeit der Geschlechter zu tun. Frauen wären von Natur aus eher passiv und Männer das Gegenteil davon. Ab dem 19. Jahrhundert waren Frauen an zweiter Stelle gereiht und hatten passiv, ruhig und schön zu sein. Im Bürgertum bestand die Aufgabe der Frauen in der Mutterschaft. Durch die angebliche Emotionalität der Frauen war die Aufgabe genau die richtige für sie (vgl. ebd., S.86f.). Die vermutete von Natur aus und somit angeborene Eigenschaft der Frauen, sehr emotional zu sein, ermöglichte den Vormarsch der Frau als Hausfrau und Mutter und des Mannes als Ernährer der Familie. Denn den Männern wurden Eigenschaften wie Rationalität zugeschrieben, die es ihnen angeblich besser ermöglichten, einem Beruf nachzugehen. *„Mit dieser neuen geschlechtsspezifischen Aufteilung der Aufgaben- und Zuständigkeitsbereiche entstehen neue Geschlechterbilder, die eine starke Kontrastierung der Geschlechter zum Inhalt haben“* (Adler/Lenz 2010, S. 85). Es entstanden Rollenbilder, die den einzelnen Geschlechtern klare Aufgabenbereiche zuwiesen und von der Gesellschaft, sowohl von Frauen, als auch von Männern, überwiegend geteilt wurden. Diese Geschlechternormen galt es nicht zu verletzen, da sonst mit einer Etikettierung als unweiblich oder unmännlich sanktioniert wurde. Denn angebliche Naturgesetze sollten nicht hinterfragt, sondern angenommen werden. *„Die aus der Natur der Frau sich unmittelbar ergebene ‚eigentliche‘ Aufgabe der Frau als Mutter diente als Standardbegründung für den Ausschluss von Frauen aus der Erwerbsarbeit. [...] Der Nachhall dieses Arguments reicht noch bis in die Gegenwart“* (Adler/Lenz 2010, S.89).

5.1.2 Rollenbilder in der Gegenwart

Das Rollenbild der Frau als Mutter und des Mannes als Ernährer der Familie ist auch in der Gegenwart noch vorzufinden. Jedoch muss gesagt werden, dass es bezüglich dieses Themas sehr wohl eine gewisse Öffnung gegeben hat. So erläutert die Autorin Pfau-Effinger, dass seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beispielsweise in Österreich eine gewisse Zurückhaltung gegenüber der Hausfrauenehe erfolgte. Frauen die einer Karriere nachgehen werden in der Gesellschaft angenommen und die Gleichstellung hat einen gewissen Platz im Wertesystem gefunden. Jedoch gibt es aufgrund der relativ langen geschichtlichen Hausfrauenpräsenz die Tendenz, dass Frauen trotzdem für die Kinderbetreuung zuständig sind (vgl. Pfau-Effinger 2005, S. 4). Trotz dieser Öffnung traditioneller Rollenbilder, zeigen sich immer wieder, teilweise verborgen und teilweise offensichtlich, Strukturen, die alte Geschlechterrollenbilder weiterleben lassen. Frauen ist es zwar möglich, sich eine Karriere aufzubauen, aber nur unter der Bedingung, die Familie oder besser gesagt die Kinder und deren Erziehung zu übernehmen, wenn nötig. Die scheinbare Gleichstellung von Frauen und Männern trägt also. So schreiben auch Adler und Lenz, dass im 21. Jahrhundert eine Pluralisierung von Rollenbildern spürbar wird, das heißt es kann von einer gewissen Abkehr, der im 18. Jahrhundert entwickelten Geschlechtscharaktere ausgegangen werden. Die Frauenbilder sind offener, denn zu ihnen gehört mittlerweile die Möglichkeit einer Ausbildung, eines Studiums und somit einer Karriere. Jedoch zeigt sich am Bild des Mannes keine besondere Öffnung in Bezug auf die Kindererziehung (vgl. Alder/Lenz 2010, S. 92f.). Das Bild der Frau als Mutter und Hausfrau ist daher nur bedingt verändert worden bzw. haben Frauen zusätzlich die Möglichkeit erwerbstätig zu sein. An der Männerrolle hingegen ändert sich nur langsam etwas. Dieses Phänomen

„blieb aus der Zeit der Hausfrauenehe ansatzweise als wichtiger Wert erhalten. Dies ist mit der Idee einer geschlechtlichen Arbeitsteilung in den Zeiten ‚aktiver Elternschaft‘ verbunden, bei der es nach wie vor die Frau ist, die für die Kinderbetreuung zuständig ist; das gilt entsprechend auch für die häusliche Altenpflege. Eine Erwerbsunterbrechung, so lange die Kinder sehr klein sind, und temporäre Teilzeitarbeit so lange, bis die Kinder nicht mehr als betreuungsbedürftig angesehen werden, gelten als die geeignete Form der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit“ (Pfau-Effinger 2005, S. 4).

Weil es geschichtlich bedingt vorher der Fall war, dass viele Frauen zu Hause waren und sich um den Haushalt und die Kinder kümmerten, bleibt diese Tendenz bis heute aufrecht. Dies kann sozusagen als ein Werterelikt des Bürgertums gesehen werden, welches in einer mo-

dernen Welt genauer gesagt einer modernen westlichen Gesellschaft überdauern konnte und erst relativ spät hinterfragt wurde.

Pfau-Effinger spricht in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen Familienmodellen bzw. von geschlechterkulturellen Modellen. Das in Österreich, in Deutschland und der Schweiz vorherrschende Modell ist ein modernisiertes Male-Breadwinner-Modell. Während sich die Frau um die Kinder kümmert ist der Mann Alleinversorger. Sobald die Kinder größer werden, ist Teilzeitarbeit für Frauen eine angemessene Erwerbstätigkeit (vgl. Pfau-Effinger 2002, S. 7). Im Sinne der Gleichstellung und Gleichbehandlung von Frauen und Männer ist eine Veränderung in Richtung gleiche Pflichten in der Familienplanung bzw. Kindererziehung nötig. Die Möglichkeit, dass beide Elternteile sich um die Kinder kümmern bzw. dies abwechselnd arrangieren und Karenz beantragen, besteht, wird aber sehr selten in Anspruch genommen. Laut Statistik Austria gibt es immer noch sehr wenige Väter, die Karenz- bzw. Kinderbetreuungsgeld beanspruchen (2002: 1.290; 2010: 3.537) (vgl. Statistik Austria 2012, o.S.).

Adler und Lenz gehen allgemein davon aus, dass die Geschlechterrollenbilder gegenwärtig nicht mehr so restriktiv sind, also offener werden. Auch der Dualismus in der Gesellschaft ist bis zu einem gewissen Maß aufgebrochen worden. Nichtsdestotrotz sind immer noch stereotype Rollenbilder von Frauen und Männern vorhanden (vgl. Alder/Lenz 2010, S. 94). Die Veränderungen auf dem Gebiet Geschlechterrollenbilder und Gleichstellung sind also durchaus als solche wahrzunehmen, dennoch darf nicht außer Acht gelassen werden, dass diese Veränderungen nicht von heute auf morgen geschehen, also ein langwieriger Prozess sind. Dieser Prozess ist weiterhin geprägt von dem Versuch der Überwindung von geschlechterstereotypen Zuschreibungen. Einen Grund, warum sich diese so lange halten bietet Helga Kelle: *„Eine Erklärung für die Persistenz der Geschlechterunterscheidung über Kontexte hinweg ist vermutlich die, dass sie sich in vielen Fällen als so praktisch erweist, soziale Prozesse zu strukturieren“* (Kelle 2003, S. 124). Die Einfachheit und die Tatsache, dass für viele Menschen diese Zuschreibungen immer schon so waren, ermöglichen es, alte Rollenbilder weiterzuvermitteln.

5.2 Wie entstehen diese Rollenbilder?

Die Frage nach der Entstehung der Rollenbilder, die im vorherigen Kapitel angeschnitten wurde, verweist auf den Begriff „geschlechtsspezifische Sozialisation“, der bereits Einzug in diese Arbeit fand. Denn Kinder und Jugendliche werden von klein an in eine Gesellschaft eingeführt bzw. sozialisiert. Hierbei schwingen gesellschaftliche Normen und Werte mit. Diese Werte und Vorstellungen, wie ein Mensch, also eine Frau oder ein Mann, zu sein hat, werden klar vermittelt. Das vorherrschende Frauen- oder Männerbild zeigt sich latent, oder auch offensichtlich, im zwischenmenschlichen Umgang und ermöglicht es, Rollenbilder zu vermitteln. Böhnisch und Funk sehen den Sozialisationsprozess als ein Hineinwachsen in eine Gesellschaft und die darauffolgende Lebensbewältigung bzw. Entwicklung eines Individuums. Wobei die Individuen sich dabei mit ihrem sozialen Umfeld und gleichzeitig mit sich selber beschäftigen (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 80). Die Sozialisation steht also in Bezug mit einer persönlichen, individuellen Entwicklung aber auch dem ständigen Austausch mit der Umwelt. Dabei kommen einzelne Individuen immer wieder mit Normen und Werten in Berührung, nach denen sie handeln bzw. handeln sollten.

Bezüglich der geschlechtsspezifischen Sozialisation kommen die Erwartungen der Gesellschaft stark zu tragen.

„Keinem anderen Merkmal wird eine so grundlegende (Aus-)Wirkung auf den Sozialisationsprozess attestiert wie dem Merkmal ‚Geschlecht‘. In allen Kulturen werden Säuglinge nach der Geburt aufgrund ihrer äußeren Geschlechtsmerkmale dem einen oder dem anderen Geschlecht zugeordnet. Grundlegend ist die Geschlechtszugehörigkeit auch deshalb, weil in der Regel – ähnlich wie die Hautfarbe – lebenslang festgelegt ist“ (Niederbacher/Zimmermann 2011, S. 159).

Die Möglichkeit der Einordnung bzw. Zuordnung zu einem Geschlecht verleiht dem ganzen Prozess eine gewisse Sicherheit. Für viele Individuen bildet dies eine Konstante, auf die sie sich verlassen können. Dass es aber Menschen gibt, die sich nicht einem einzigen Geschlecht zuordnen, fällt in der Gesellschaft entweder unter den Tisch, oder wird als Irritation empfunden, da die Natürlichkeit der Geschlechter und deren geschlechtstypischen Zuschreibungen von Eigenschaften vorausgesetzt wird.

Die Natürlichkeit der zwei Geschlechter, von der in der westlichen Gesellschaft Großteils ausgegangen wird, zeigt sich, so Böhnisch und Funk, in einer Geschlechterhierarchie. Auch sie gehen davon aus, dass die Kategorie Geschlecht eine strukturierende Wirkung hat und

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

schon in der frühen Kindheit einsetzt (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 71). Der Ausgangspunkt der Geschlechterrollenbilder ist also schon früh auszumachen. Die Kinder werden von ihrer Umgebung und den Bezugspersonen darin beeinflusst und beginnen dann sich nach und nach in ihre „geschlechteradäquate“ Rolle einzuleben. Sie entwickeln ihre Persönlichkeit, ihre Identität in Bezug auf die erlernten Geschlechterrollenbilder.

„Unter Geschlechtsidentität wird das kulturell konstruierte Selbst- oder Fremdbild als Frau oder Mann verstanden, das vom Individuum durch ständige affirmative oder ablehnende Akte dargestellt wird und dabei die gesellschaftlichen Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster aufrechterhält. Für die eigene und fremde Identifikation einer Person scheint das Geschlecht eine vorrangige, alles andere in den Schatten stellende Kategorie zu sein; [...]“ (Adler/Lenz 2010, S. 24).

Das eigene Geschlecht also als richtig und passend darzustellen bzw. zu leben ist ein zentraler Aspekt, um sich selbst in einer Gesellschaft zu positionieren, aber auch von anderen „richtig“ eingeordnet zu werden. Genau dieser Versuch, sich als richtige Frau oder richtiger Mann darzustellen, verstärkt traditionelle Muster von Weiblichkeit und Männlichkeit. Böhnisch und Funk erläutern passend hierzu, dass auch wenn unkonventioneller denkende Mütter beispielsweise ihre männlichen Kinder so erziehen, dass sie nicht dem Männlichkeitsstereotyp entsprechen, wird in manchen Situationen, ob bewusst oder unbewusst, doch versucht den Jungen in eine typische Männlichkeitsschublade zu stecken, da er sich im Erwachsenenleben als Mann durchsetzen muss (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 82). Auf der einen Seite steht der Versuch sich von traditionellen Geschlechterbildern abzuwenden. Dieser Versuch wird andererseits von gesellschaftlichen Strukturen, die sich nur langsam verändern, aufgehalten und zwingt Individuen dazu, sich relativ nah an die Norm anzugleichen. Die gesellschaftlichen Strukturen, welche bestimmte Rollenbilder vorgeben, unterliegen wie schon erwähnt einer gewissen Veränderung.

Niederbacher und Zimmermann gehen davon aus, dass es Veränderungen bezüglich der Rollenbilder gibt. Diese sind nicht mehr so restriktiv, Mädchen und Jungen können Rollenbilder bzw. Identität freier gestalten. Die Veränderungen stehen im Zeichen der Vielfalt, der Reflexion und einer gewissen Abkehr von stereotypen Rollenbildern (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011, S. 159). Eine Öffnung bezüglich der Rollenbilder bzw. Geschlechterrollenidentität wird hier deutlich. Es wird nicht mehr so stark von Geschlechterstereotypen ausgegangen und somit bekommen Mädchen und Jungen, Frauen und Männer die Möglichkeit sich freier zu entfalten. Weiblichkeit und Männlichkeit werden im Plural gesehen und

nehmen Bezug auf vielfältige Lebensweisen. Jedoch sollte trotzdem nicht übersehen werden, dass Geschlechterrollenstereotype, geschlechtsstereotype Zuschreibungen und die hierarchische Machtverteilung immer noch wirksam sind und zu Gunsten der Männer ausfallen.

„In einem anderen Bild von modernisierter Gesellschaft geht es also nicht allein um Vielseitigkeit, um die Freiheit der Wahl, sondern weiter auch um die Einsicht in den gesellschaftlichen Zwang zur Abwertung und Ausgrenzung weiblich definierter Lebensvollzüge, um die Kritik der Negation von grundlegender Angewiesenheit, der Ausblendung von Angst und Verletzbarkeit, die gesellschaftlich nicht zugelassen sind“ (Böhnisch/Funk 2002, S. 80-81).

Der Blick wird trotz der Öffnung der Gesellschaft auf die immer noch bestehenden bzw. konstruierten Unterschiede zwischen Frauen und Männern gerichtet. Es darf also nicht davon ausgegangen werden, dass eine Gleichheit erreicht wurde, sondern dass eine gewisse Annäherung passiert ist.

Dieser Aspekt der Annäherung und Veränderung spiegelt sich auch in der geschlechtsspezifischen Sozialisation wider. In den nächsten Kapiteln soll anhand der weiblichen und der männlichen Sozialisation darauf eingegangen werden, welche Auswirkungen diese auf Mädchen und Jungen hat. Allgemein gehen Böhnisch und Funk davon aus, dass das weibliche und männliche Sozialisationskonzept sehr stark von den einzelnen Individuen und somit der gesamten Gesellschaft internalisiert wurde und immer wieder wird (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 83). Die geschlechtsspezifische Sozialisation hat also starke Auswirkungen auf Mädchen und Jungen und wird von einer Generation zur nächsten immer wieder übertragen. Es werden zwar leichte Abänderungen deutlich, aber das Grundgerüst der traditionellen Geschlechterrollenbilder ist darin größtenteils noch verankert.

5.2.1 Weibliche Sozialisation und Identitätsbildung

„Frauen sind einfühlsam, passiv, verständnisvoll, hilfsbereit, wenig fordernd. Sie verhalten sich anpassend und fügsam. Frauen sind anhänglich, liebevoll, zärtlich und aggressionsfrei. Sie sind sauber, ordentlich, häuslich und zurückhaltend, manchmal aber auch verschwenderisch. Eine ‚echte‘ Frau hat diesem Bild zu entsprechen, die genannten Eigenschaften zu besitzen und sich entsprechend zu verhalten. Mädchen müssen – so die gesellschaftliche Meinung – in die geforderten Funktionen hineinwachsen“ (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 16).

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

Das Bild das von Frauen in der Gesellschaft existiert, weist ihnen ihre Eigenschaften zu und verlangt in gewisser Weise, dass sie sich auch daran halten. Eigenschaften von Frauen, aber auch Männern, werden somit verallgemeinert und in zwei Lager geteilt, ein besseres und ein schlechteres. Diese Einteilung oder Zuschreibung, so Böhnisch und Funk, ist zwar in der heutigen Gesellschaft lockerer als noch vor 40 Jahren, sie haben sich etwas gewandelt und modifiziert, aber bestehen weiter. Von Mädchen und Frauen wird erwartet, dass sie zurückhaltend sind und sich problemlos in die Gesellschaft inkludieren. Sie sollen engagiert und tüchtig sein und sich ohne großen Widerstand ihrem „Schicksal“ fügen (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 99). Von der Quintessenz aus gesehen, erweist sich dieses Rollenbild als sehr stabil und fest verankert. Einzelne Individuen tragen täglich dazu bei, diese fortzuschreiben, indem sie die zweigeteilten Geschlechterrollenbilder übernehmen, die in der Gesellschaft als „common sense“ gelten. *„Kulturelle und soziale Normen legen in jeder Gesellschaft fest, welche Denk-, Empfindungs-, Verhaltens- und Handlungsweisen typisch ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ sind. Eltern und Erwachsene leben sie vor und vermitteln sie über ihre Interaktions-/Umgehensweisen miteinander und mit den Kindern“* (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 26). Klar wird hierdurch, dass in der ersten Lebensphase der Kinder die Familie als Sozialisationsinstanz gilt. Werden die gängigen Rollenklischees von den Eltern geteilt und weitervermittelt, übernehmen die Kinder diese als typisch weiblich und typisch männlich. Die Instanz Familie ist, so Klees, Marburger und Schumacher, schon hierarchisch gegliedert, denn die Frauen sind für die Erziehung der Kinder zuständig (vgl. ebd. S. 22). Auch die Hausarbeit ist Großteils Frauenaufgabe und wird von ihnen meist selbstverständlich übernommen, da es gesellschaftlich gesehen ihre Aufgabe darstellt. Sie sind für das Wohl der Familie zuständig und somit für die Kindererziehung. Die Mädchen sehen also schon früh, was ihre spätere Rolle beinhalten sollte. Sie können sich, anders als Jungen, schon früh mit der Mutter identifizieren. Jedoch werden Mädchen mit Zuschreibungen versehen, die in der Gesellschaft als „weiblich“ gelten und somit weniger wert sind (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 96). Durch die Identifikation mit der Mutter, die zuhause ist und bestimmte „weibliche“ Eigenschaften verinnerlicht hat, bekommen junge Mädchen ein Bild davon, wie sie sich zu verhalten haben. *„Am eigenen Leib erfahren sie, daß Jungen und Mädchen ungleich behandelt werden, unterschiedliches Verhalten von ihnen erwartet wird. Kinder lernen die Wertsetzungen, Normen und Regeln unserer Kultur weitestgehend ‚unbemerkt‘“* (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 19). Ausgehend von ihrer Umgebung bemerken Mädchen, welche Eigenschaften sie an-

nehmen sollten, um in der Gesellschaft als „echtes“ Mädchen zu gelten. Deutlich werden hierbei auch die Unterschiede der weiblichen und männlichen Sozialisation bzw. den Verhaltensweisen. Es wird Unterschiedliches von Mädchen und Jungen, später von Frauen und Männern erwartet. Auch entstehen durch diese Erwartungen an die Geschlechter unterschiedliche Ausgangspunkte für Mädchen und Jungen. Allgemein, so Klees, Marburger und Schumacher, wird in der Gesellschaft davon ausgegangen, dass Mädchen angeblich sprachbegabter sind als Jungen, wobei Jungen in Bezug auf Mathematik angeblich besser sind. Außerdem werden Mädchen so erzogen, dass sie nicht schlagen sollen, sondern mit Hilfe von Kommunikation Probleme lösen. Die Mädchen werden darüber hinaus auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter vorbereitet (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 20). Durch die unterschiedliche Sozialisation entwickeln sich weibliche und männliche Kinder anders. Mädchen dürfen keine Aggressionen zeigen, sollen sich ruhig verhalten, von Jungen wird das Gegenteil erwartet. Dass diese Differenzen aber bewusst oder unbewusst konstruiert werden und täglich reproduziert werden, ist vielen Individuen nicht bewusst. Es wird Großteils davon ausgegangen, dass Mädchen und Jungen von Natur aus unterschiedlich sind. Das Argument der Biologie stützt diese Annahme zusätzlich, denn die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale machen diese Unterschiede deutlich.

„Nicht die Biologie, sondern der Umgang der Geschlechter und Generationen miteinander, d.h. der kulturelle Prozeß, beeinflusst und bestimmt das individuelle und kollektive Selbst-Verständnis von Frau und Mann, d.h. im Sinne der Wesenhaftigkeit gibt es keine ‚weibliche‘ oder ‚männliche‘ Natur [...] Die sogenannte Wesenhaftigkeit ist das Produkt von Beeinflussungs-, Formungs-, Zurichtungs- und Lernprozessen“ (ebd., S. 18).

Im alltäglichen Umfeld erfahren die Mädchen, wie sie sich als weibliches Wesen zu benehmen haben. Von den verschiedenen Bezugspersonen bis hin zu Institutionen, wie dem Kindergarten und der Schule, werden Kinder beeinflusst. Sie gestalten mit Hilfe dieser ihre Entwicklung hin zur Frau oder zum Mann. Die weibliche Identitätsbildung ist geprägt von der Anpassung an die männliche Norm und von der Zweitrangigkeit in einer dichotomen Gesellschaftsordnung.

Auch im Jugendalter stehen junge Frauen unter dem Druck sich an vorgegebene Geschlechterrollenbilder zu halten. In der Pubertät werden geschlechterstereotype Zuschreibungen, die als weiblich gelten, von den weiblichen Jugendlichen, vor allem im Alter von 12 bis 17 Jahren, verstärkt realisiert (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 98). In dieser Phase gibt es viele Veränderungen und Übergänge. Die Körper verändern sich und die Rolle als Frau oder Mann

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

wird weiter ausgebaut bzw. erweitert. Diese Phase kann von der (Offenen) Jugendarbeit als Möglichkeit genutzt werden, neue Wege und Chancen aufzuzeigen, so zu sagen die Vielfältigkeit zu demonstrieren, die auch auf dem Gebiet Geschlechterrollenbilder besteht. Dabei kommt den JugendarbeiterInnen eine tragende Rolle zu. Auch Scambor geht davon aus, dass es von den Vorbildern der Jugendlichen abhängt, welche Rollenbilder sie kennenlernen und später übernehmen. Zusätzlich dazu spielen die gesellschaftlichen Vorstellungen und Voraussetzungen eine wichtige Rolle. Durch diese Voraussetzungen der dichotomen Gesellschaftsordnung bleiben den jungen Frauen und Männern nur begrenzte Möglichkeiten sich zu entwickeln. Zentral ist dabei, dass diese Entwicklung immer im Gegensatz zum jeweils anderen Geschlecht steht (vgl. Scambor 2010, S. 9).

Wie schon im ersten Kapitel erwähnt, wurde im 19. Und 20. Jahrhundert diese Abgrenzung eingeführt und hält sich relativ hartnäckig. Den Mädchen und Frauen werden aufgrund ihrer angeblichen Schwäche, sei es körperlich oder in Bezug auf ihre „weniger wertvollen“ Eigenschaften, mehr Grenzen gesetzt. Die Gesellschaft und dadurch auch die Sozialisation favorisieren die männlichen Individuen.

„Jungen/Männer scheinen mehr davon zu profitieren als Mädchen/Frauen. Es kommt ihren Bedürfnissen und Interessen entgegen und bietet ihnen Chancen, Wahl-, Entscheidungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, die Mädchen verschlossen bleiben bzw. ihnen verweigert werden. Tagtäglich werden sie mit der geschlechtsorientierten Aufgaben- und Funktionsverteilung und ihrer gesellschaftlichen Bewertung konfrontiert“ (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 19).

Natürlich stehen auch Jungen und Männer unter gesellschaftlicher Bewertung, jedoch bekommen diese mehr Möglichkeiten sich und ihren Körper auszuprobieren. Sie können ihre Grenzen mehr austesten als Mädchen oder junge Frauen. Diese werden, so Böhnisch und Funk, oft von ihren Eltern daran gehindert, ihre Möglichkeiten auszuloten und sich von ihnen zu entfernen. Denn diese wollen ihre Töchter beschützen, was aufgrund ihrer biologischen Verfasstheit als Notwendigkeit empfunden wird. Die Mädchen sehen diese Tatsache aber nicht als Schutz an, sondern als Ungerechtigkeit, denn den Jungen wird mehr erlaubt als ihnen. Ebenso wie das unterschiedliche Schutzverhalten der Eltern, ist auch die allgemeine Betrachtung, bzw. die Art und Weise, wie Frauen und Männer gesehen werden, anders. Frauen sollten sich einerseits verführerisch verhalten, aber andererseits auch ruhig und unaufdringlich sein. Es wird ein anderer, sexualisierter Blick auf sie gelenkt (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 98f.). So entsteht ein Zwiespalt, der einerseits verlangt, dass Frauen sich als attraktiv und schön zeigen, um den Männern zu gefallen. Aber auf der anderen Seite wird erwartet,

dass sie zurückhaltend sind und sich nicht in den Vordergrund drängen. Auch Klees, Marburger und Schumacher gehen davon aus, dass junge Frauen oft von Erwachsenen oder Jungen auf ihren Körper angesprochen werden und somit eine Sexualisierung ihres Körpers erleben. Zu diesem Zeitpunkt leben sie häufig die geschlechterstereotypen Rollen, die von ihnen erwartet werden (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 27). Das ambivalente Bild, das dadurch entsteht, erleichtert Frauen die Entwicklung zu einer emanzipierten Person nicht. Sie werden von ambivalenten gesellschaftlichen Erwartungen daran gehindert, einen eigenen Entwurf ihrer Geschlechterrollenidentität zu konstruieren.

Bezogen auf die Jugendphase zeigt sich, dass junge Frauen auch in der Gleichaltrigenkultur eine bestimmte Rolle spielen.

„Gemischtgeschlechtliche peer-Gruppen bieten Mädchen selten ein Lernfeld, um sich als voll- und gleichwertiges, als eigenständiges sexuelles Wesen zu entdecken und zu entfalten. Im Gegenteil, auch hier erwerben sie das sexuelle Selbstverständnis eines Objektes und müssen sich an einem männlichen Maßstab ausrichten und orientieren“ (ebd., S. 27).

In dieser Phase muss klargestellt werden, dass Frauen nicht die Objekte der Begierde sein sollten, sondern als eigenständige Individuen mit Bedürfnissen gesehen werden sollten.

Obwohl davon ausgegangen wird, dass alle Menschen gleich behandelt werden, zeigt sich anhand der geschlechtsspezifischen Sozialisation ein klarer Unterschied zwischen Mädchen und Jungen. Dabei sollten, so Böhnisch und Funk, Mädchen genau die gleichen Chancen erhalten, sich an Grenzen auszuprobieren. Dafür ist in der Gesellschaft aber kein Platz und somit wird es ihnen meist nicht ermöglicht (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 100). Die Schranken der Gesellschaft verweisen Frauen und Mädchen auf ihre Plätze, von denen aus sie schlechtere Chancen in Bezug auf Beruf, Arbeitsteilung und das alltägliche Leben haben. *„Das Vereinbarkeitsmodell zwischen Familie und Beruf, seine Ansprüche und Konflikte, das von Frauen gewählt werden soll, wird immer noch nicht so offen thematisiert, dass es in der Wahrnehmung der Jugendlichen zumindest gleichberechtigt neben das Modell der Erwerbstätigkeit tritt“ (Böhnisch/Funk 2002, S. 101).* Deutlich wird, dass Frauen laut Gesellschaftsmeinung zwangsweise die Familienbelange leiten sollten und nebenbei ihre Arbeit dazu in Einklang bringen müssen. Denn viele junge Frauen legen durchaus Wert auf eine Karriere bzw. ihre Berufstätigkeit. Die Doppelbelastung, die häufig auf Frauen zukommt, wird als selbstverständlich betrachtet. Dabei wäre es nötig, so Klees, Marburger und Schumacher, dass Männer sich genauso an der Kindererziehung und der Haushaltsführung beteiligen, wie Frauen.

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

Denn wenn Frauen immer mehr am Berufsleben teilnehmen, sollten sich Männer auch mehr um die Hausarbeit und die Familie kümmern (vgl. Klees/Marbuger/Schumacher 2007, S. 19). Dadurch würde sich eine faire Aufteilung ergeben und die Schere zwischen Beruf und Familie würde sich für Frauen nicht so weit auftun.

Laut Statistik Austria

„stehen nach wie vor insbesondere Frauen vor der Herausforderung Beruf und Familie zu vereinbaren, während das berufliche Engagement von Männern von der Geburt eines Kindes kaum beeinflusst wird. Vergleicht man Frauen und Männer im Alter von 25 bis 49 Jahren ohne betreuungspflichtige Kinder, dann sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Erwerbsbeteiligung mittlerweile relativ gering. Im Jahr 2010 lag die Erwerbsquote bei den Männern bei 91,2%, bei den Frauen waren es 88,5%. Das ist eine Differenz von lediglich 2,7 Prozentpunkten. [...] Lebt mindestens ein betreuungspflichtiges Kind (unter 15 Jahren) im Haushalt, führt dies jedoch bereits zu deutlich größeren Diskrepanzen bei der Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern. Hier betragen die männlichen Erwerbsquoten 96,3%, die weiblichen 76,3%, das ist eine Differenz von 20,0 Prozentpunkten (1995: 32,5 Prozentpunkte)“ (Statistik Austria 2012, o.S.).

5.2.2 Männliche Sozialisation und Identitätsbildung

So wie die geschlechtsspezifische Sozialisation merklichen Einfluss auf die Entwicklung der weiblichen Geschlechtsidentität hat und Frauen in eine gewisse Richtung beeinflusst, so sind auch Jungen und Männer davon betroffen. Wie genau dies aussieht und welche Unterschiede es dabei gibt, soll in diesem Kapitel erörtert werden.

Da die Sozialisation schon von klein auf beginnt und in der Kindheit aufgrund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung von Frauen und Männern, in den meisten Fällen die Mutter bei den Kindern zuhause ist, fehlt es den Jungen an einer männlichen Identifikationsfigur. Da die Männer also berufsbedingt oder mitunter emotional abwesend sind und sich weniger um die Kinder/Jungen kümmern, wird es für die Jungen schwierig sich als Mann zu identifizieren. Die Mutter ist anwesend und lässt auch ihre „Fehler“ zum Vorschein kommen. Der Vater, der in der Arbeit ist, zeigt zuhause seine starken Seiten. Somit wird das Bild des starken Mannes und der schwachen Frau verstärkt (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 85f.). Der Vater wird durch seine Absenz zu einer Art Idol, während die Mutter, die im Gegensatz zu ihm, öfter anwesend ist, zu einer Selbstverständlichkeit wird, von der es sich abzugrenzen gilt. Die selbstverständliche Arbeitsteilung, die Frauen für die Reproduktion und die Männer für die Produkti-

on zuständig macht, wird den Kindern schon früh verdeutlicht. Hierbei bleibt zu beachten, dass Berufstätigkeit zwar immer mehr zu einer weiblichen Domäne wird, aber immer noch vom männlichen Aspekt dominiert wird. Diese männliche Dominanz zieht sich durch die meisten gesellschaftlichen Belange. *„Jungen werden in eine Welt hineingeboren, in der das Männliche immer noch die Norm verkörpert, in der mithin Konkurrenz, Macht und männlich besetzte Positionen hoch bewertet und in einer unübersehbaren Selbstverständlichkeit anerkannt sind“* (Böhnisch/Funk 2002, S. 87). Die Jungen werden also, im Gegensatz zu den Mädchen, ganz klar dafür erzogen, sich in einer schnelllebigen Gesellschaft durchzusetzen. Die Begriffe Konkurrenzfähigkeit und Durchsetzungsvermögen stehen im Mittelpunkt und sollen die Jungen so zu gesellschaftsfähigen, erfolgreichen Individuen machen. Das Leitbild nach dem sie erzogen werden, ob bewusst oder unbewusst, ist das der hegemonialen Männlichkeit.

„Bei der hegemonialen Männlichkeit handelt es sich um das vorherrschende dominante Modell männlicher Überlegenheit, das für eine Gesellschaft, bzw. für spezifische gesellschaftliche Gruppen (je nach Alter, Migration, soziale Lage, etc.) zu einer bestimmten Zeit die „Idealnorm“ darstellt. Dies wäre also in westlich orientierten Gesellschaften derzeit ein weißer, heterosexueller und verheirateter Mann in leitender Position, der die Familie ernährt, die eigenen körperlichen Bedürfnisse negiert und Emotionen weitgehend kontrolliert. Die hegemoniale Männlichkeit fungiert als gesellschaftliches Leitbild, das eine idealtypische Norm darstellt, letztlich aber von sehr wenigen Männern erreicht wird“ (Scambor 2010, S. 9).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit stellt ein Leitbild dar, welches Männer als rationale, wenig bis gar nicht emotionale Überwesen stilisiert. Dieses Idealbild zu erreichen ist schwer möglich und stellt männliche Individuen, die „richtige“ Männer sein wollen, vor eine harte Probe bzw. stellt eine große Herausforderung dar. Um aber in der Gesellschaft als adäquater Mann angesehen zu werden, ist es von Vorteil, sich diesem Leitbild anzunähern. Schon die Eltern versuchen ihre männlichen Kinder aus diesem Grund nahe an der Norm zu erziehen, damit sie als „normal“ gelten und im Großen und Ganzen der vorherrschenden Männlichkeit entsprechen. Somit werden die Jungen nicht in Richtung Selbstreflexion und Rücksicht auf andere geleitet, sondern in Richtung Kampfgeist und Wettbewerbsfähigkeit (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 87f.). Diese Tatsache, also dass Jungen so zu sagen für das harte Leben gewappnet werden, für das Öffentliche vorbereitet werden und Frauen immer noch dem Privaten und Emotionalen zugeteilt werden, hat sich zwar seit dem 19. Jahrhundert

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

gewandelt, jedoch sind die Grundzüge immer noch vorhanden. Beispielsweise wenn Jungen oder Männer zu viele Gefühle zeigen, oder weinen wird dies als unmännlich abgewertet. Das gleiche, so Böhnisch und Funk, tritt auch bei Problemsituationen zu Tage. Mädchen sollten ihre Probleme nach innen kehren und Jungen sollten sie nach außen tragen. Was genau diese aber dabei empfinden und denken wird nicht weiter hinterfragt (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 88). Jungen und Männer lernen also schon früh, dass sie ihre Gefühle unterdrücken sollten, um als starke Individuen zu gelten. Dabei spielt es jedoch keine Rolle, wie sie sich wirklich fühlen, denn sie wissen, dass sie als „richtiger“ Mann nicht zu emotional sein dürfen.

Dies zeigt sich auch in homosozialen Gruppen, wenn Männer oder Jugendliche also untereinander sind. Gerade Jungen finden sich in der Latenzphase oft in homogenen Gruppen zusammen. Sie testen ihre Stärke aus und werden mit der Zeit so immer selbstständiger. Sie grenzen sich von den Eltern und von Mädchen bzw. Frauen ab. Mädchen sind also nicht erwünscht, sind aber häufig ein wichtiges Gesprächsthema (vgl. Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 26). Die Gruppenbildung der Jungen dient also der Abgrenzung gegenüber den Eltern aber auch gegenüber dem anderen Geschlecht. Damit sie ihre persönliche Identität bilden können, benötigen sie ein „Anderes“ von dem sie sich distanzieren können. Auch Meuser geht davon aus, dass die homosoziale Gruppe von großer Bedeutung ist. Einerseits um sich von der Frauenwelt abzugrenzen und andererseits um sich als männliche Gruppe zu verbinden. Meuser erläutert weiter, dass die homogene Gruppe genauer zu betrachten ist, da sich in dieser die Übernahme und Reproduktion von männlichen Rollenbildern ereignet (vgl. Meuser 2005, S. 102). Die Peer-Gruppe steht also in der Jugendphase im Mittelpunkt der männlichen Entwicklung und trägt zur Erweiterung oder Einschränkung der Geschlechterrollenidentität bei. Durch die Sozialisation in der Peergroup wird den jeweiligen Individuen klar verdeutlicht, was als männlich gilt und was nicht. Die Jugendlichen beeinflussen sich gegenseitig, je nachdem welches Geschlechterrollenbild im Vordergrund steht.

„Homosoziale Männergemeinschaften fungieren als Verstärker hegemonialer Männlichkeit. Davon sind gerade auch solche Männer betroffen, die non-traditionale, an Egalitätsnormen orientierte Einstellungen vertreten. Diese werden beständig auf mehr oder minder subtile Weise, auf die Gültigkeit des hegemonialen Ideals hingewiesen“ (Meuser 2005, S. 103).

In diesen Gruppen steht meist das Leitbild des starken Mannes, der die Familie ernährt und keine Emotionen zeigt, im Vordergrund. Auch die Jugendlichen, die zuvor eine eher emanzi-

pierte Einstellung hatten, werden in den homogenen Gruppen für abweichendes Verhalten sanktioniert.

Um dieser Gruppendynamik entgegen zu wirken, kann die Offene Jugendarbeit als Möglichkeit oder Chance gesehen werden, den Jungen zu zeigen, dass auch Männer Gefühle haben und haben dürfen. Die Vielfalt steht im Mittelpunkt und verdeutlicht nicht nur ein Bild der Männlichkeit, sondern offene Männlichkeiten. Denn im Umfeld, also der Arbeit oder der Schule, gibt es diese Möglichkeiten meist nicht. Die Jungen sind den gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit ausgesetzt (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 92). Durch die Jugendarbeit und die Vorbilder, die sie in den JugendarbeiterInnen finden können, werden neue Wege aufgezeigt und alte Rollenbilder aufgebrochen. Dennoch ist der Zwiespalt für Jungen zwischen persönlicher Identitätsbildung und gesellschaftlichen Vorstellungen eine Gratwanderung. *„Mannsein ist für junge Männer eine ambivalente Angelegenheit geworden, die ein hohes Maß an Balance zwischen diskrepanten Erwartungen fordert“* (Meuser 2005, S. 105).

5.3 Unterschiedliche Geschlechterverhältnisse?

Anhand der unterschiedlichen Sozialisation von Mädchen und Jungen wird deutlich, welche verschiedenen Fähigkeiten und Charakterzüge von den Individuen ausgebildet werden. Diese Verschiedenheit nimmt vor allem Bezug auf die traditionelle Rollenverteilung, welche sich durch die Entwicklung des Bürgertums herauskristallisiert hat. Den Kindern wird bewusst oder unbewusst nahegelegt, sich an die Geschlechternorm anzupassen, um in der Gesellschaft entweder konkurrenzfähig, oder familientauglich zu sein. Durch diese frühe Formung der Mädchen und Jungen ergibt sich ein Unterschied und somit unterschiedliche Geschlechterverhältnisse. Diese ziehen sich durch alle Lebensbereiche der Frauen und Männer. Erwerbstätigkeit, Familienleben, also Kindererziehung und Haushalt, aber auch in Alltagssituationen.

Im nachfolgenden Kapitel wird genauer auf die Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern und die damit einhergehenden Unterschiede eingegangen. Aber auch die damit zusammenhängende Familienplanung und Kindererziehung bzw. Aufteilung in Reproduktion und Produktion wird genauer erläutert.

5.3.1 Erwerbsarbeit vs. Sorgearbeit

Wie schön erwähnt wurde, steht die Aufteilung von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit mit den historischen und gesellschaftlichen Veränderungen zur Zeit des Bürgertums in Verbindung. Frauen waren für das Private und somit die Familie und Sorgearbeit zuständig und Männer für das Öffentliche, also für die Erwerbsarbeit.

„Die Entwicklung dieser, von einer ‚Hausfrau‘ geleisteten Residualkategorie Sorgearbeit ist ein im Zuge der Modernisierung entstandenes Phänomen. Sie geht mit einer, durch die Verkleinerung der Haushalte auf Kernfamilien und durch technologische Fortschritte bedingten, Spezialisierung auf das körperliche und seelische Wohlbefinden der Familienmitglieder einher“ (Adler/Lenz 2010, S. 189f.).

Während die Männer also erwerbstätig sind und die Familie ernähren, kümmert sich die Frau darum, dass alle Familienmitglieder zufrieden sind. Es gibt klare Zuweisungen welche Person was übernimmt. Vor allem die Wertigkeit dieser übernommenen Tätigkeiten differiert deutlich. So geht auch Böhnisch davon aus, dass mit der Unterscheidung der Hausarbeit und Erwerbsarbeit geschlechterstereotype Zuschreibungen verbunden sind. Die Differenzierung „weiblich“ entspricht dem Privaten und ist nach innen gerichtet und „männlich“ entspricht dem Öffentlichen und ist nach außen gerichtet, existiert weiterhin in der Gesellschaft. Die entstehenden Denkmuster sind im Alltagsdenken und -handeln eingelagert und werden täglich reproduziert, ziehen sich durch alle Lebenslagen und wirken sich auf den Beruf und die Bildungsmöglichkeiten aus (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 72). Klar wird, dass diese Strukturen im Denken der einzelnen Individuen verhaftet sind und ihren Alltag prägen. Diese Prägung zu verändern ist eine Herausforderung und bedarf zu allererst einer Aufklärung über die unterschiedlichen Geschlechterverhältnisse. Denn das Fortführen von alten Rollenbildern und Geschlechterverhältnissen hängt vor allem damit zusammen, dass Individuen gar nicht auffällt, wie sehr sie nach der Norm handeln. *„Wir halten bezüglich der Korsettstangen unseres eigenen Lebens fest: Das, was Mädchen und Jungen zuhause erleben und erlernen, ist überführt in die Logik all dieser Institutionen, die den Lebenslauf gestalten und den Handlungsrahmen für persönliche Entscheidungen bestimmen“ (Krüger 2008, S. 166f.).* Nicht nur einzelne Individuen, sondern auch Institutionen verbreiten ein Bild der Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern. Dies begleitet die Kinder, später die Jugendlichen und Erwachsenen und zeigt ihnen ihre Möglichkeiten als Frau oder Mann auf. Diese duale Geschlech-

terstruktur, so Alder und Lenz, erschafft nicht nur eine Hierarchie zwischen Frauen und Männern, sondern verdeutlicht auch, dass die verschiedenen Arbeitsbereiche als weiblich oder männlich eingestuft werden (vgl. Adler/Lenz 2010, S. 203). Hausarbeit und Kindererziehung bleibt Großteils den Frauen vorbehalten, da sie diejenigen sind, die die Kinder bekommen und dies in ihrer Natur liegt, ist es scheinbar naheliegend, dass sie sich auch um diese kümmern. Es ist Frauen durchaus möglich, dass sie einer Arbeit nachgehen, aber sobald ein Kind geboren wird, ist die Aufteilung klar. *„Vorhandene egalitäre Muster der Arbeitsteilung setzen sich bei der Familiengründung in aller Regel nicht fort. Im Gegenteil: Elternschaft bewirkt in den meisten Fällen eine Retraditionalisierung der Paarbeziehung“* (Adler/Lenz 2010, S. 192). Auch bei emanzipierten Frauen genauer gesagt egalitären Beziehungen gibt es, was die Familienplanung angeht, ein klares Muster bzw. eine klare Arbeitsaufteilung. Die Frau bleibt, da sie das Kind geboren hat, zuhause und kümmert sich um die Kindererziehung und größtenteils auch um den Haushalt. Die Tendenz geht mittlerweile dahin, dass Männer auch mehr an der Kindererziehung und der Hausarbeit teilhaben, dennoch sind es die Frauen, die den Großteil übernehmen. Laut Daten der OECD investieren österreichische Frauen durchschnittlich 269 Minuten (ca. 4,5 Stunden) pro Tag in unbezahlte Arbeit also Hausarbeit und Kindererziehung, Männer hingegen nur 136 Minuten (ca. 2,3 Stunden) (vgl. OECD 2011, o.S.). *„Das männlich eingeordnete Erwerbsmodell, das auf der privaten Versorgungsarbeit der Frauen aufbaut, bleibt also als dominantes bestehen, die Reproduktionsarbeit bleibt wichtig, aber wenig geachtet“* (Böhnisch/Funk 2002, S. 73).

Wie schon erwähnt zeigt sich in der Gesellschaft eine Veränderung, aber die Grundstruktur ist immer noch dieselbe. Frauen halten sozusagen ihren Männern den Rücken frei, damit diese ihrem Beruf nachgehen können. Selbst wenn Frauen nach der Geburt der Kinder wieder in das Arbeitsleben einsteigen, so geschieht dies weitgehend auf Basis der Teilzeitarbeit. Die Hausarbeit und Kindererziehung bleibt aufrecht erhalten und vor allem bei Vollzeit erwerbstätigen Frauen führt dies, wie schon erwähnt, zu einer Doppelbelastung.

Zurück zum Thema Haushalt und Hausarbeit, so erläutern Adler und Lenz, dass diese als einfach zu erledigen angesehen wird, da keine außergewöhnlichen Kenntnisse dafür von Nöten sind. Wichtig ist aber zu erwähnen, dass alle Familienmitglieder selbstverständlich davon ausgehen, dass jemand (die Mutter bzw. die Frau) das Gewand wäscht, die Wohnung sauber hält und kocht. Aufgrund der Tatsache, dass die Frauen die Hausarbeit erledigen, können andere Familienmitglieder sich auf den Beruf konzentrieren und nach Arbeitsende ausspan-

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

nen (vgl. Adler/Lenz 2010, S. 187ff.). Für berufstätige Frauen ergibt sich daraus, wie schon erwähnt, eine Doppelbelastung. Es wird also von ihnen erwartet, dass sie ihre Karrierewünsche mit der jeweiligen Familienplanung vereinbaren. Die Frauen erledigen zusätzlich zuhause unbezahlte Arbeit, die weniger wertgeschätzt wird als die Erwerbsarbeit.

„Die neue flexibilisierte Arbeitsgesellschaft bringt für Frauen noch immer grundsätzliche Vereinbarkeitsprobleme, die gemildert sind, solange sie in öffentliche und private Netzwerke eingebunden sind. Für beide, Männer und Frauen erzeugen sie aber auch unter guten Bedingungen geschlechtstypische Bewältigungsprobleme“ (Böhnisch/Funk 2002, S. 75).

Ohne Hilfe von außen, sei es von Familienangehörigen oder öffentlichen Kinderbetreuungsstellen, wird es für Frauen zur großen Herausforderung Beruf und Familie zu vereinen. Je nachdem wo die Prioritäten gesetzt werden, leidet entweder die Familie oder der Beruf darunter.

Auf der anderen Seite können auch für Männer Probleme entstehen. Böhnisch und Funk sind der Meinung, dass Männer, die mehr am Familienleben teilhaben möchten, auch vor dem Vereinbarkeitsproblem stehen. Sie müssen sich einerseits der schnelllebigen Arbeitswelt anpassen und andererseits wollen sie mehr Zeit in die Familie investieren. Schlussendlich bleibt es aber wieder den Frauen überlassen, sich um die Sorgearbeit zu kümmern (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 74). Vor allem für Männer kann die Entscheidung sich mehr auf das Familienleben einzulassen den Beruf bzw. ihren Ruf beeinflussen. Das Bild des starken, nicht-emotionalen Mannes würde in den Augen vieler bröckeln. Im Gegensatz dazu würden Frauen, die sich für den Beruf und gegen eine Familie entscheiden als „unweiblich“ gelten, oder als schlechte Mutter angesehen werden. Dieser Unterschied macht die ungleichen Geschlechterverhältnisse noch deutlicher.

Aber nicht nur die Unterscheidung in Erwerbstätigkeit und Sorgearbeit ist zu betrachten, sondern auch die Differenzen die in der Berufstätigkeit zwischen Frauen und Männern sind zu beobachten.

„Die Aufteilung von Frauen und Männern in verschiedene Tätigkeitsbereiche wird als horizontale Segregation bezeichnet. [...] Unter der vertikalen Segregation wird verstanden, dass Frauen und Männer ungleich in der Berufshierarchie anzutreffen sind. Frauen arbeiten in niedrigeren Hierarchieebenen, haben schlechtere Chancen beruflich aufzusteigen und bekommen für ihre Tätigkeit auch weniger Geld“ (Adler/Lenz 2010, S. 202).

Deutlich wird, dass Frauen nicht nur den Nachteil der Doppelbelastung haben, sondern auch den Nachteil einer Ungleichbehandlung in der Berufswelt. Ein Beispiel für die horizontale Segregation: Die Berufssparte Sozialpädagogik/Soziale Arbeit, auf die im folgenden Kapitel noch genauer eingegangen wird, ist Großteils von Frauen besetzt und bietet geringere Gehälter als beispielsweise Technik-Berufe, in denen Frauen weniger oft vertreten sind. Die vertikale Segregation hingegen zeigt die männliche Dominanz in Führungspositionen auf. Hierbei kommt der Begriff „gläserne Decke“ ins Spiel. Frauen werden daran gehindert in höhere Positionen aufzusteigen. Haben sie es auf einen Posten geschafft, der in einer männerdominierten Berufssparte liegt, so stehen sie vor der Gefahr von den Kollegen ausgeschlossen zu werden. Männer hingegen werden noch eher in „weiblichen“ Berufen akzeptiert (vgl. Adler/Lenz 2010, S. 209). Im Falle der Sozialpädagogik werden diese sogar gewünscht.

Allgemein bleibt zu sagen, dass durch beispielsweise die Quotenregelung oder das Konzept Gendermainstreaming versucht wird, die Geschlechterverhältnisse aufzulockern und zu öffnen. Teilweise gelingt dies, doch strukturelle Veränderungen benötigen Zeit, um auf lange Sicht wirkliche, faktische Gleichheit aufzubauen.

5.3.2 Exkurs: Sozialpädagoginnen vs. Sozialpädagogen

Wie weiter oben schon erwähnt ist auch die Sozialpädagogik mit der vertikalen Segregation in Verbindung zu bringen. Denn es finden sich viel mehr Frauen als Männer in diesem Handlungsfeld. Verantwortlich dafür ist die schon angesprochene gesellschaftliche Aufteilung von Frauen und Männern, nämlich dass weibliche Personen für Fürsorgetätigkeiten von Natur aus geschaffen seien und männliche Personen wären für alle anderen Berufe geeignet. Weiters so Rose, ist die Soziale Arbeit ein Frauenberuf, weil die bürgerliche Frauenbewegung diese Arbeit erst zu einem Beruf gemacht hat. Hier war vor allem die Mütterlichkeit als Fähigkeit der Frauen wichtig (vgl. Rose 2007, S. 124). Dies bedeutet, dass die zugeschriebenen Geschlechtscharaktere sehr wirksam sind und noch bis heute in die Gesellschaft und in die Sozialpädagogik und Soziale Arbeit eingreifen. Auch wenn mittlerweile schon mehr Männer beispielsweise in der Jugendarbeit tätig sind, zeigt sich immer noch eine klare Frauendominanz.

5. Frauen- und Männerbilder von Jugendlichen

Wie kann nun der Männeranteil angehoben werden? Laut der Autorin Weiss ist nach Meinung einiger Personen die gesamte Berufssparte aufzuwerten bzw. besseres Gehalt zu bezahlen, damit auch Männer sich für einen sozialen Beruf entscheiden. Für Frauen sei so eine Aufwertung nicht nötig, denn hausarbeitsnahe Arbeiten werden schlecht bezahlt, weil sie Frauenarbeit sind und den Frauen sowieso von Natur aus gegeben sind (vgl. Weiss 2010, S. 27). Eine allgemeine Aufwertung und bessere Bezahlung der Sozialen Arbeit wären Schritte in die richtige Richtung, aber nicht damit mehr Männer in den Beruf kommen, sondern um diese wertvolle und wichtige Aufgabe gebührend wertzuschätzen. Sozialpädagogik und Soziale Arbeit sind ein wichtiger Baustein im sozialen und gesellschaftlichen Gefüge, ohne den mittlerweile schwer auszukommen wäre. Dieser Baustein setzt sich wiederum aus SozialpädagogInnen zusammen, denen die hierarchische Aufteilung von Frauen und Männern in der Gesellschaft bewusst sein muss.

Wie sieht nun die Situation von Männern aus, die in typischen Frauenberufen tätig sind? Mit dieser Frage beschäftigte sich Christine L. Williams 1992. Sie untersuchte die Berufe KrankenpflegerIn, BibliothekarIn, VolksschullehrerIn und SozialarbeiterIn in Hinblick auf Anwerbung und Aufnahme von Männern in Frauenberufen, die Erfahrung mit Vorgesetzten, KollegInnen und KlientInnen und die Reaktion der Öffentlichkeit. Hierzu wurden mit 76 Männern und 23 Frauen aus allen hierarchischen Positionen Tiefeninterviews geführt. Die Ergebnisse zeigten, dass bei der Anwerbung keine Diskriminierung von Männern vorliegt, eher das Gegenteil. Eine gläserne Rolltreppe transportiert sie auf höhere Positionen, weil diese ihrem Geschlecht eher entsprechen. Was die Vorgesetzten und KollegInnen angeht, sind Männer in der Sozialen Arbeit sehr willkommen und haben somit gute Aufstiegschancen. Die Reaktion der Öffentlichkeit ist jedoch oft sehr negativ, denn der Einstieg eines Mannes in einen Frauenberuf, so Williams, wird als Herabstufung des Status gesehen und stellt somit eine Hürde für Männer dar (vgl. Williams 1992, S. 227ff.). Diese Studie zeigt, dass Männer auch in frauendominierten Berufen noch einen Vorteil haben und in höhere Positionen kommen, da sie „gefragter“ sind. Sozialpädagoginnen hingegen müssen sich mehr durchsetzen, da sie aus einer Masse von Frauen hervorstechen sollten. Was aber nicht bedeuten soll, dass Männer automatisch immer die besseren Karten haben.

Um nun den Theoretischen Teil der Masterarbeit abzurunden folgt im nächsten Abschnitt, dem empirischen Teil, eine wissenschaftliche Untersuchung zu dem Thema „Frauen und Männerbilder von Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit“.

II Empirischer Teil

6. Forschungsdesign

6.1 Forschungsfragen

Die Forschungsfragen ergaben sich aus Interesse an den noch immer bestehenden Ungleichverhältnissen zwischen Frauen und Männern in der Gesellschaft. Vor allem aber der Fokus auf die Jugendlichen der Offenen Jugendarbeit schien als wissenschaftlich wertvoll. Also aus der Sicht der Jugendlichen Frauen- und Männerbilder zu beleuchten und festzustellen, welche Rollenverteilung sie als wichtig und gut erachten. Die nachfolgenden Fragen stellen den Ausgangspunkt der Untersuchung dar:

Inwiefern gibt es einen Unterschied, wie Mädchen oder Jungen Frauen und Männer sehen?

Welche Eigenschaften schreiben weibliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Welche Eigenschaften schreiben männliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Wie sehen Mädchen und Jungen die unterschiedliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern?

Diese Forschungsfragen werden unter Kapitel 6 beantwortet und genauer analysiert.

6.2 Methode

Als Methode für den empirischen Teil dieser Arbeit wurde die Gruppendiskussion ausgewählt, auf die im Weiteren näher eingegangen wird. Lamnek schreibt hierzu:

„Die Gruppendiskussion ist ein Gespräch einer Gruppe zu einem bestimmten Thema unter der Anleitung eines Moderators unter ‚Labor‘-Bedingungen. [...] Die ermittelnde Gruppendiskussion interessiert sich für Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen zum Gegenstand der Diskussion (und deren gruppenprozessualer Entstehung), kann dabei aber unterschiedliche Erkenntnisabsichten verfolgen“ (Lamnek 2005, S. 35).

Die Gruppendiskussion zeigt sich also als variabel einsetzbar und von der Themenauswahl her sehr offen. ForscherInnen stehen viele Möglichkeiten offen, die Diskussionen so zu gestalten, wie sie als passend für das Design erscheinen. Im Falle dieser Arbeit interessiert sich die ermittelnde Gruppendiskussion für die Ansichten Jugendlicher über Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft.

Lamnek geht in der Erklärung der Gruppendiskussion weiter, indem er erläutert, dass bei dieser Methode viele unterschiedliche Individuen zusammen bzw. gemeinsam in meist nicht-standardisierter Form befragt werden und somit eine Konversation in Gang kommt (vgl. Lamnek 2005, S. 35). Die sehr offene Form bzw. nicht-standardisierte Art der Befragung kann überraschende und spannende Ergebnisse bringen, da die DiskutantInnen relativ frei über ein gewisses Thema sprechen können. Zentral sind hier auch die Gruppenzusammensetzung und die gruppendynamischen Entwicklungen während der Befragung. Zur Gruppenzusammensetzung meint Lamnek: *„Es gilt, dass die Mitglieder natürlicher Gruppen, also Realgruppen, von Anfang an das gleiche ‚Bezugssystem‘ haben, so dass eine Diskussion schneller in Gang kommt. Dabei sollten die Mitglieder möglichst alle im selben Maße von der Fragestellung betroffen sein“* (Lamnek 2005, S. 54). Im Falle dieser Masterarbeit wurden solche Realgruppen von Jugendlichen in Jugendtreffs oder -zentren aufgesucht, um einerseits relativ schnell diskutieren zu können und den Jugendlichen andererseits in ihrer bekannten Umgebung ein angenehmes Klima zu ermöglichen. Auch Lamnek geht davon aus, dass die Atmosphäre ein wichtiger Aspekt der Gruppendiskussion ist. Dies ermöglicht es den Teilnehmenden relativ frei ihre Meinung zu äußern und kommt so der Kommunikation im Alltag nahe (vgl. Lamnek 2005, S. 56). Bezüglich der freien Meinungsäußerung bleibt aber hier die Frage offen, inwiefern beispielsweise die Jugendlichen frei von gruppendynamischer Beeinflussung diskutieren können. Sind ihre Aussagen wirklich ihre eigene Meinung, oder passen sie diese an die Gruppe an? Sind ihre Antworten oder Aussagen also sozial erwünscht oder nicht? Diese Fragen stellen sich aber nicht nur bei der Methode der Gruppendiskussion sondern auch bei anderen methodischen Zugängen der Forschung beispielsweise bei Interviews.

Lamnek geht aber davon aus, *„dass die Gruppensituation realistischer und alltagsrelevanter ist als das Einzelinterview und deshalb zu brauchbareren Ergebnissen führt“* (Lamnek 2005, S. 68). Mit dem Versuch natürlichere Umgebungen für Befragte zu schaffen, sollen also auch nützlichere Ergebnisse gewährleistet werden. Zumindest die Beteiligung der DiskutantInnen am Gespräch kann somit erhöht werden.

Das Ziel eines solchen Gespräches oder einer Diskussion ist, laut Lamnek, die Herausarbeitung einer Gruppenmeinung. Die Teilnehmenden beeinflussen sich während der Gruppendiskussion bezüglich eines bestimmten Themas und meist wird eine Übereinstimmung gefunden (vgl. Lamnek 2005, S. 57). Wie sich bei der Auswertung bzw. Interpretation der Ergebnisse dieser Forschungsarbeit zeigt (siehe Kap. 6) geschieht dies auch bei den drei durchgeführten Gruppendiskussionen sehr häufig. Die Jugendlichen diskutieren, beeinflussen sich und finden schlussendlich eine Gruppenmeinung, mit der die meisten Teilnehmenden zufrieden sind bzw. übereinstimmen.

6.3 Stichprobe

In der anfänglichen Planungsphase des Empirieteils wurden die Untersuchungsgruppen in zwei geschlechterhomogene Gruppen, also eine rein weibliche und eine rein männliche und eine gemischtgeschlechtliche Gruppe als AkteurInnen der Gruppendiskussion in Betracht gezogen, um mögliche Unterschiede der verschiedenen Gruppen feststellen zu können. Schon früh stellte sich heraus, dass es in der Offenen Jugendarbeit nur schwer möglich ist, Jugendliche in diese gewünschten Gruppen einzuteilen, da zu den vereinbarten Terminen meist Mädchen und Jungen anwesend waren und einige von diesen sich bereit erklärten an der Gruppendiskussion teilzunehmen. Auch die JugendarbeiterInnen, mit denen die Forscherin in Kontakt war, erwähnten immer wieder das Prinzip der Freiwilligkeit und die daraus folgende Offenheit des Ausgangs bzw. der Teilnahme an der Gruppendiskussion. *„[...] wir können uns gerne einen Termin ausmachen u. wir können Sie auch ankündigen, aber wir können nicht garantieren, ob und welche und wie viele Jugendliche teilnehmen werden (Anzahl, Geschlecht, Alter....) (Email Jugendarbeiterin 2012, o.S.).* Der Aspekt der Freiwilligkeit stand bei den drei Jugendtreffs, die der Forscherin nach Anfrage vom steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit vorgeschlagen wurden, an vorderster Stelle. *„Der junge Mensch entscheidet innerhalb des Settings ‚Offene Jugendarbeit‘ eigenständig, was er/sie wann, wo und auch mit welcher Motivation in Anspruch nehmen, selber gestalten oder fördern und in Folge auch umsetzen möchte“ (boJA 2011b, S. 19).* Somit wurde der Fokus nicht auf hetero- oder homogene Gruppen gelegt, sondern auf zwei gemischtgeschlechtliche und eine homogene Realgruppe. Bei der ersten Gruppendiskussion nahmen drei weibliche und

6. Forschungsdesign

vier männliche Jugendliche teil, bei der zweiten waren es vier weibliche und fünf männliche und bei der letzten diskutierten vier männliche Jugendliche über die Rolle von Frauen und Männern in der Gesellschaft.

6.4 Durchführung

Wie weiter oben schon erwähnt, wurden drei Gruppendiskussionen in drei verschiedenen Jugendtreffs bzw. -zentren durchgeführt. Die Jugendlichen konnten freiwillig an der Diskussion teilnehmen, um sicher zu stellen, dass ein gewisses Interesse an dem Thema „Frauen und Männer in der Gesellschaft“ gegeben ist.

Zu Beginn der Gruppendiskussion wurden zwei Plakate gezeigt, auf denen jeweils eine Frauen- und eine Männersilhouette abgebildet waren. Diese Silhouetten waren mit verschiedenen geschlechterstereotypen Eigenschaften versehen, jedoch war das „Frauenplakat“ mit gesellschaftlich eher männlich konnotierten Eigenschaften oder Bereichen besetzt und das „Männerplakat“ mit angeblich weiblichen (siehe Abb. 2).

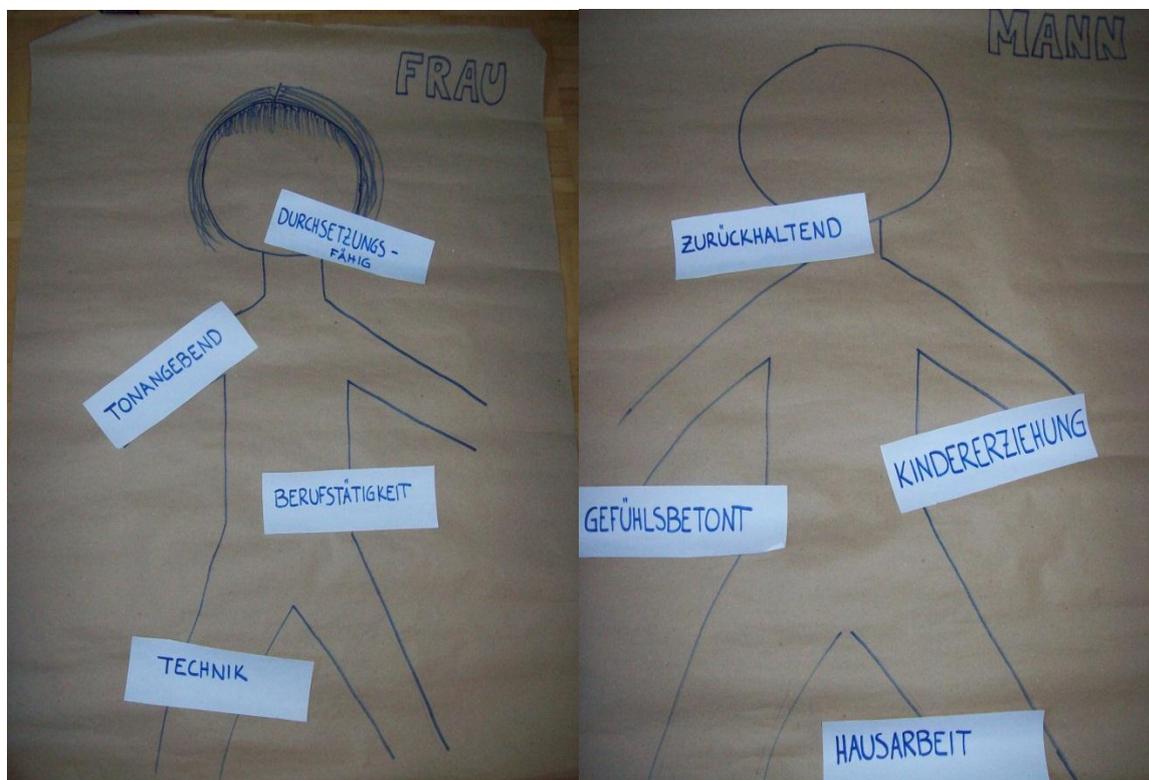


Abb. 2: Plakate Gruppendiskussion

Ausgehend von den Plakaten in Abbildung 2 sollte dann von den Jugendlichen über diese Begriffe diskutiert werden. Zusätzlich zu den Eigenschaften und Bereichen auf den Plakaten waren folgende Aspekte von Bedeutung: Väterkarenz, die allgemeine Arbeitsteilung in der Familie oder Beziehung, Berufe oder Dinge, die Frauen bzw. Männer besser machen und die Frage, ob es ein „starkes“ oder „schwaches“ Geschlecht gibt, wurden als Kategorien von der Forscherin angesprochen. Die Dauer der Diskussionen war gruppenabhängig, es wurde aber versucht diese ungefähr in einem 30 minütigen Rahmen zu halten. Die Gespräche wurden mittels eines digitalen Aufnahmegerätes aufgezeichnet und anonym behandelt.

7. Auswertung und Interpretation

Die Auswertung der drei Gruppendiskussionen fand computergestützt mit Hilfe des Programms MAXQDA statt, um die verschiedenen angesprochenen Kategorien zu veranschaulichen und für die weitere Interpretation verwertbar zu machen. Zur Interpretation selbst bleibt zu sagen, dass die Frage nach der sozialen Erwünschtheit bzw. der Beeinflussung durch die Gruppe nie gänzlich beantwortet werden kann, da die jeweilige Situation, die dazugehörigen Individuen und die eigene Rolle der Jugendlichen darin für deren persönliche Meinung von Bedeutung sind.

Für die Analyse der Ergebnisse werden die oben angeführten Forschungsfragen noch einmal ins Gedächtnis gerufen:

Inwiefern gibt es einen Unterschied, wie Mädchen oder Jungen Frauen und Männer sehen?

Welche Eigenschaften schreiben weibliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Welche Eigenschaften schreiben männliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Wie sehen Mädchen und Jungen die unterschiedliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern?

7.1 Geschlechtsspezifische Eigenschaften

Geschlechtsspezifische Eigenschaften sind bestimmte angeblich weibliche oder männliche Attributionen bzw. Konnotationen, von denen angenommen wird, dass sie entweder die meisten Frauen oder Männer besitzen. Das bedeutet es gibt viele Eigenschaften, die entweder den Frauen oder den Männern zugeschrieben werden und somit ihr Geschlecht mitbeeinflussen. Diese geschlechtsspezifischen Eigenschaften werden anhand der geschlechtsspezifischen Sozialisation (siehe Kap. 5.2) übermittelt und haben Auswirkungen auf die Geschlechterrollenidentität der einzelnen Individuen, die sich in einer dualistischen Gesellschaft positionieren sollten. Wie kann eine junge Frau eine „richtige“ Frau werden/sein? Wie kann ein junger Mann ein „richtiger“ Mann werden/sein? Eine weitere Frage würde lauten: Welche Eigenschaften sollte eine Frau oder ein Mann erfüllen um als „echt“ oder „richtig“ zu gelten?

Laut Meinung der meisten Jugendlichen der drei Gruppendiskussionen, sowohl männlich als auch weiblich, sind die Plakate (siehe Abb. 2: Plakate Gruppendiskussion) vertauscht. Der gesellschaftliche Konsens über weibliche und männliche Eigenschaften oder auch Bereiche, ist auf die betroffenen Jugendlichen übergegangen bzw. hat einen gewissen Einfluss auf sie. Zu betonen gilt aber, dass zwei weibliche und drei männliche Jugendliche klar machen, dass Frauen die Eigenschaft „Durchsetzungsfähigkeit“ auch besitzen können und Männer auch „gefühlbetont“ sein können. Dies zeigt eine gewisse Öffnung oder Aufweichung der herkömmlichen Klischees, wie Frauen und Männer sein sollten. Allgemein wird in den Gruppendiskussionen ersichtlich, dass das Thema weibliche und männliche Eigenschaften sehr ambivalent ist. Einerseits zeigen sich beispielsweise die Diskutantinnen emanzipiert und gehen davon aus, dass Frauen einer Berufstätigkeit nachgehen können und auch sollen und darüber hinaus bestimmte als männlich konnotierte Eigenschaften an den Tag legen können. Andererseits sind sie noch dem traditionellen Bild verhaftet, in dem Männern bessere oder stärkere Eigenschaften zugeschrieben wurden und werden. Beispielsweise sehen sie Frauen nicht als das „schwache Geschlecht“, tätigen aber während der Diskussion doch widersprüchliche Aussagen. Eine Jugendliche bemerkt auf die Frage, ob Frauen das „schwache Geschlecht“ darstellen: *„Haha, na! Auf kan Foi! I glaub wonn ma si durchsetzen kann, dann kann ma ois erreichen“ (GD 2, Abs. 124)*. Kurz darauf meint sie aber, dass sie selbst beispielsweise keine Polizistin werden wolle, da dies ein gefährlicher Beruf sei und Männer auf-

Seite | 78

grund ihrer Durchsetzungsfähigkeit und Stärke besser geeignet seien als Frauen (vgl. ebd, Abs.291-299).

Wie schon im Kapitel 5.2.1 näher erläutert werden Frauen bestimmte Eigenschaften zugeteilt, die aber, wie schon erwähnt, entweder eher negativ besetzt sind oder auf soziale Bereiche beschränkt sind.

„Frauen sind einfühlsam, passiv, verständnisvoll, hilfsbereit, wenig fordernd. Sie verhalten sich anpassend und fügsam. Frauen sind anhänglich, liebevoll, zärtlich und aggressionsfrei. Sie sind sauber, ordentlich, häuslich und zurückhaltend, manchmal aber auch verschwenderisch. Eine ‚echte‘ Frau hat diesem Bild zu entsprechen, die genannten Eigenschaften zu besitzen und sich entsprechend zu verhalten. Mädchen müssen – so die gesellschaftliche Meinung – in die geforderten Funktionen hineinwachsen“ (Klees/Marburger/Schumacher 2007, S. 16).

Junge Frauen aber auch Männer sollten sich entsprechend der gesellschaftlichen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit verhalten. Dies drängt Individuen in eine gewisse Gruppe, ergo in ein duales System. Dieses System unterliegt mittlerweile, so Bönisch und Funk, einer Auflockerung (vgl. Bönisch/Funk 2002, S. 99). Auch in den Gruppendiskussionen zeigt sich ein Zwiespalt, der einerseits das alte Modell der Geschlechterverteilung forciert aber andererseits nach einer Auflockerung und Veränderung dieser strebt.

GEFÜHLE ZEIGEN

Das Thema Gefühle wurde in allen drei Gruppendiskussionen angesprochen und relativ ausführlich diskutiert. Einige männliche Jugendliche waren der Meinung, dass „echte“ Männer keine Gefühle haben bzw. diese nicht so stark ausleben wie Frauen. *„Gefühle hobns scho, nua sie zagns ned so wie Frauen“ (GD 1, Abs. 175)*. Auch die weiblichen Jugendlichen stimmten mit diesen Aussagen Großteils überein. Jungen zeigen Gefühle *„selten hoid, weil sie wolln jo ned vor de Frauen schwach wirken“ (ebd., Abs. 171)*. Einige Jugendliche erwähnen, dass Frauen und Mädchen Gefühle anders ausdrücken als Männer (weinen versus boxen). Durch die Aussagen der jungen Individuen wird ersichtlich, dass die geschlechtsspezifische Sozialisation eine starke Wirkung hat, vor allem was Gefühle und emotionale Bereiche betrifft. Jugendliche *„werden in eine Welt hineingeboren, in der das Männliche immer noch die Norm verkörpert, in der mithin Konkurrenz, Macht und männlich besetzte Positionen hoch bewertet und in einer unübersehbaren Selbstverständlichkeit anerkannt sind“ (Bönisch/Funk 2002, S.*

7. Auswertung und Interpretation

87). Hinterfragt wird dieses Konstrukt jedoch nur sehr selten. Auch die Jugendlichen in den Gruppendiskussionen gehen von einer Naturbedingtheit der unterschiedlichen Gefühle aus bzw. der unterschiedlichen Art diese zu zeigen. Auf die Frage, warum diese Unterschiede existieren könnten, kam folgende Antwort von einem männlichen Jugendlichen: „*Des is a-foch so*“ (GD 1, Abs. 184). Eine Jugendliche meinte hierzu: „*Des ghert si ned*“ (ebd., Abs. 185). Auch bei dem Subthema „Weinen“ waren sich sowohl weibliche als auch männliche Jugendliche relativ einig. Zwar sind sie größtenteils der Ansicht, dass es legitim ist, wenn auch Jungen oder Männer weinen, jedoch wird bei einigen, wieder sowohl bei weiblichen als auch männlichen Diskutierenden, bei den Begriffen Weinen und Männlichkeit eine Assoziation mit homosexuellen Männern geweckt. Hier wird wieder der Konnex mit der geschlechtsspezifischen Sozialisation, welche die Gesellschaft zu einem dualen System macht, aufgegriffen. Das Bild der weinenden Frau oder des weinenden Mädchens wird von den DiskutantInnen als normal angesehen und nicht mit der Vermutung der Homosexualität in Verbindung gebracht. Auch wenn sich die Jugendlichen als aufgeschlossen zeigen, wird deutlich, dass sie mit der Vorstellung eines weinenden Mannes weniger gut umgehen können als dem Bild einer weinenden Frau. Der Unterschied wird in allen drei Gruppendiskussionen vor allem im Grund, warum geweint wird, gesucht und gefunden. Laut den meisten Jugendlichen, gibt es bei Männern einen triftigen Grund, meist muss etwas Schlimmes passiert sein. Was das Thema Frauen und weinen angeht, wird kein besonderer Grund gesucht oder verortet.

Jugendlicher: „Jo, san hoid verletzlicher, songma so.“

Forscherin: „Und wonnst jetzt an Burschen weinen siagst? Vos denksta dann?“

Jugendlicher: „Jo irgendan Grund wirts scho hobn“ (GD 2, Abs. 328-331).

Allgemein zeigt sich das Bild der verletzlichen oder zerbrechlichen Frau und des weniger emotionalen Mannes in allen Diskussionen sehr deutlich. Ein Jugendlicher äußert sich hierzu folgendermaßen: „*Des typische Bild von am Mann is sehr maskulin und des typische Bild von da Frau is ziemlich zart*“ (GD 1, Abs. 254). Es wird vor allem von der Naturbedingtheit oder der natürlichen Beschaffenheit der Körper auf Eigenschaften geschlossen. Diese Tatsache bzw. der Bezug auf „natürliche“ Eigenschaften von Frauen und Männern wird im folgenden Kapitel näher erläutert.

7.2 Naturbedingtheit

Die oben schon angesprochene Naturbedingtheit bzw. Naturhaftigkeit von der im Kontext der Geschlechter ausgegangen wird, ist eine sehr hartnäckige. Wie schon im Kapitel 2.1 erläutert wurde, entstand um 1800 aufgrund der biologischen Unterschiede der Körper eine Geschlechterhierarchie, die sich bis in die Gegenwart durchgesetzt hat, zwar abgeschwächt, aber immer noch vorhanden. Ausgehend von der angeblichen Natur und der biologisch begründeten Unterschiede der Frau oder des Mannes wurden und werden geschlechtstypische Eigenschaften zugeschrieben, die unterschiedlich bewertet werden.

Auch in den Gruppendiskussionen (GD 1 und 3) gab es deutliche Hinweise auf diese „Natürlichkeit“ der Geschlechterunterschiede. So formuliert ein Jugendlicher anschaulich:

„I glaub allgemein, dass Frauen jetzt von Natur her mehr fürs Soziale gschoffn san und a bessa mit so soziale Gschichtn umgehen kinan, also so gefühlsbetont. Des kinnans afoch bessa als Männer“ (GD 3, Abs 145).

Er bezieht sich ganz klar auf die angeblich besseren sozialen Kompetenzen der Frauen, die diese von Geburt an in sich tragen, also von Natur aus gegeben sind. Zwei weitere Jugendliche dieser Gruppendiskussion stimmen diesem Statement zu und sprechen davon, dass Frauen auf diesem Gebiet einfach talentierter sind (vgl. GD 3, Abs. 146-148). Angeborene Fähigkeiten bzw. Begabungen, die Frauen angeblich zu sozialen und Männer zu technischen Wesen machen, werden als Grund für Unterschiede der Geschlechter herangezogen, ohne auf den Einfluss der Sozialisation Bezug zu nehmen. Klar ist, dass hier nicht nur die Jugendlichen der Gruppendiskussionen betroffen sind, sondern auch der Großteil der Gesellschaft.

Auch bei einer anderen Gruppendiskussion wurde dieser Trend deutlich. So gehen die meisten Jugendlichen, sowohl weiblich als auch männlich, klar davon aus, dass der Grund warum Männer wenige bis keine Gefühle zeigen, ein natürlich gegebener ist (vgl. GD 1, Abs. 182-185). In der weiteren Diskussion stellt sich heraus, dass Frauen durchaus ihre Gefühle zeigen können, weil sie von Natur aus gefühlsbetonter sind. Dieser Unterschied beruht also auf der unterschiedlichen Natur der Geschlechter, die angeblich zurückzuführen ist auf verschiedenartige Physiologie der Körper. Auf diese Unterschiede geht noch ein weiterer Jugendlicher ein, indem er äußert, dass Frauen einfach besser putzen und waschen können als Männer, weil es ihnen in den Genen liegt (GD 1, Abs. 346-348). Dieser Biologismus, welcher als Grund und Rechtfertigung der Unterschiede zwischen Frauen und Männern herangezogen wird,

7. Auswertung und Interpretation

muss abgelöst werden von dem Gedanken der sozialen Konstruktion, um Veränderungen weiter voranzutreiben. Wie schon im Kapitel 2.1 angeführt, schreibt die Autorin Rose passend: *„Was konstruiert ist und wird, kann auch dekonstruiert sein und werden. Was erdacht wird, kann auch anders gedacht werden. Was in eine spezifische Praxis gegossen wird, kann auch in eine andere Praxis gegossen werden“* (Rose 2007, S. 7).

7.3 Kindererziehung/Väterkarenz

Wie weiter unten bei der Kategorie Berufstätigkeit noch ausführlicher angesprochen wird, hängen Beruf und Familienplanung bzw. Kindererziehung eng zusammen (siehe Kap. 5.3.1). Gesellschaftlich gesehen findet zwar ein Wandel statt, dieser vollzieht sich aber langsam. Als Beispiel kann hier die Väterkarenz dienen. Die es einerseits den Müttern ermöglichen würde schneller wieder ins Berufsleben einzusteigen, aber auch den Vätern eine engere Bindung zu ihren Kindern verschaffen würde. *„Mütter und Väter haben Anspruch auf Karenz (= Freistellung von der Arbeitsleistung gegen Entfall des Entgelts) längstens bis zum 2. Geburtstag des Kindes“* (BMWA o.J., o.S.). Die Möglichkeiten der Karenz für beide Eltern stehen also gesetzlich fest. Es bedarf aber einer Weiterentwicklung der Gesellschaft bezüglich dieses Themas, um es vor allem für Männer zu enttabuisieren. Ziel dieser Entwicklung ist es also einerseits Männern zu zeigen, dass Kindererziehung nicht zwanghaft etwas mit einer Zuordnung zum Weiblichen zu tun hat. Und andererseits den Männern, die sich dafür entscheiden, Unterstützung zukommen zu lassen, damit diese keine Abwertungen in ihren Männlichkeiten befürchten müssen.

Die Jugendlichen der Gruppendiskussionen haben zu diesem Thema sehr unterschiedliche Meinungen. Die meisten, sowohl weiblich als auch männlich, sind der Meinung, dass Väterkarenz zwar etwas Positives ist, aber solange das Kind noch sehr klein ist, sollte die Mutter die Verantwortung tragen. Insgesamt können sich vier von dreizehn männliche Jugendliche vorstellen, die Väterkarenz in Anspruch zu nehmen, sofern die Frau mehr verdient als sie selbst. Da dies oftmals nicht der Fall ist, sinkt die Wahrscheinlichkeit der Inanspruchnahme der Väterkarenz wieder. Ein Jugendlicher meint zusätzlich dazu: *„Jo meistns is jo so, dass de Frau unter Anführungsstrichen freiwillig sogt, i bleib daham“* (GD 1, Abs. 145). Diese Aussage deutet auf die „natürliche“ und logische Rolle der Frau als Mutter hin. Durch die geschlechts-

spezifische Sozialisation werden sowohl Mädchen als auch Jungen auf ihre späteren Rollen vorbereitet, sie internalisieren diese und Frauen gehen „freiwillig“ in Karenz und kümmern sich um das Kind bzw. die Kinder.

Die übrigen Jugendlichen, sowohl weiblich als auch männlich, sprechen sich zwar für eine Erziehungsbeteiligung von Männern aus, gestehen aber den Frauen die Oberhand zu. Der Trend geht in Richtung mehr Teilhabe der Männer am Familienleben und der Kindererziehung, aber mit klarer Dominanz der Frau als „soziales Wesen“ und der Mütterlichkeit. Sofern sich keine gerechte Aufteilung der Hausarbeit aber auch Berufstätigkeit zwischen Frauen und Männern erarbeiten und umsetzen lässt, wird die traditionelle Geschlechterhierarchie nicht zu überwinden sein.

7.4 Berufstätigkeit

Auch bezüglich der Berufstätigkeit bzw. Berufswahl haben angebliche geschlechtsspezifische Eigenschaften Folgen. Wie in Kapitel 5.3.1 schon erläutert wurde, ist der Bereich Berufstätigkeit sehr eng mit dem Familienbereich und der Haushaltsführung verstrickt. Dies betrifft aber immer noch vor allem die Frauen, die sich, wenn sie einem Beruf nachgehen, einer Doppelbelastung ausliefern. Diese Entwicklung kann auf die traditionellen Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder der Gesellschaft zurückgeführt werden, denn Frauen waren von Natur aus dafür geboren Kinder zu bekommen und sich um den Haushalt zu kümmern. Dieses Bild ist nicht mehr so restriktiv, aber trotzdem in abgeschwächter Form noch vorhanden (vgl. Kap. 5.1).

Auch anhand der Gruppendiskussionen zeigt sich, dass die Mädchen einer Arbeit nachgehen wollen, diese aber einerseits an die Familie angepasst sein soll, also Teilzeit-Berufstätigkeit, und andererseits eher in den weiblich konnotierten Berufsebenen verharren. Dies trifft vor allem in der zweiten Gruppendiskussion auf die Mädchen zu. Diese können sich beispielsweise nicht vorstellen als Mechanikerin bzw. in der Technik tätig zu sein (vgl. GD 2, Abs. 283-289). Die Diskutantinnen wollen zwar einer Karriere nachgehen, diese soll aber im doppelten Sinn geschlechtsadäquat, also an die derzeitige Geschlechternorm angepasst sein. Das bedeutet einerseits einen „weiblichen“ Beruf auszuüben und andererseits, wie schon im Kapi-

7. Auswertung und Interpretation

tel 5.1 diskutiert, diesen an die Reproduktion also Kindererziehung und an den Haushalt anzupassen.

Wie eine Studie zum Thema „Work Changes Gender“ zeigt, betrifft dies in Österreich sehr viele Frauen (Stand 1999: 9 von 10 Frauen). Teilzeitarbeit ist eine Frauendomäne und als Grund dafür wird die schon erwähnte Reproduktionsarbeit genannt. Frauen sehen in der Teilzeitarbeit die Möglichkeit das Familienleben und die Berufstätigkeit miteinander zu vereinen. Männer hingegen, so die Studie, sind teilzeitberufstätig, weil sie keinen Vollzeitjob finden, kurz vor der Pension stehen oder sich gerade in einem Weiterbildungsprozess befinden (vgl. Höyng/Puchert/Holter 2005, S. 41ff.). Die Geschlechternormen sind also auch sehr stark in der Berufswelt verankert und teilen diese Großteils noch in zwei unterschiedliche Bereiche.

Die männlichen Diskutanten gehen davon aus, dass Frauen zwar berufstätig sein können, aber die Familie nicht aus den Augen verlieren sollten. Dies machen die Jugendlichen, sowohl weiblich als auch männlich, in der ersten Gruppendiskussion klar. Eine Jugendliche meint, sie wolle, sollte sie Kinder bekommen, natürlich Vollzeitberufstätig sein, und würde das Kind bei dem Vater oder den Großeltern lassen. Daraufhin wird sie von allen Seiten angegriffen und so zu sagen als Rabenmutter hingestellt (vgl. GD 1, Abs. 74-83). Die Akzeptanz hinsichtlich des Themas Arbeit und Frauen wird zwar eingangs von den meisten Jugendlichen ausgedrückt, zeigt sich aber im Laufe der Diskussion nur als teilweise wahr. Toleriert wird dies, wenn Frauen arbeiten aber die Kindererziehung und den Haushalt nicht vernachlässigen, da wie schon erwähnt, Weiblichkeit sehr häufig mit Kindererziehung, Haushalt und angeblich besseren sozialen Kompetenzen gleichgesetzt wird. Um diese vermuteten besseren sozialen Kompetenzen bzw. die Naturgegebenheit dieser geht es auch im Kapitel 5.3.2 dieser Arbeit.

Vor allem in der dritten Gruppendiskussion wird von zwei Jugendlichen klargestellt, dass Frauen von Natur aus besser für soziale Berufe geeignet sind und Männer in den technischen Bereich einzuordnen sind. Jedoch gehen sie davon aus, dass Ausnahmen die Regeln bestätigen (vgl. GD 3, Abs. 114-117). Dies würde bedeuten, dass es laut Meinung dieser Jugendlichen, für Frauen möglich ist auch im Technikbereich tätig zu sein und für Männer im Sozialbereich. Aber sie betonen weiter, dass dies vielfach noch nicht so ist und eigentlich den Geschlechtern nicht wirklich entspricht. Hier zeigt sich eine Diskrepanz, die einerseits den Frauen und Männern „atypische“ Berufe zugesteht, aber andererseits dem traditionellen Rollen-

bild entspricht. Allgemein stehen die DiskutantInnen der Gruppendiskussionen atypischen Berufen eher offen gegenüber, jedoch drücken sie im weiteren Gespräch oft gegenteilige Gedanken und Meinungen aus.

7.5 Hausarbeit

Wie schon in den Kapiteln 2.1, 5.2.1 und 5.3.1 näher betrachtet, werden aufgrund der Geschlechterhierarchie, Frauen in eine „natürliche“ Verbindung mit Hausarbeit und Kindererziehung gebracht, während die Berufstätigkeit noch immer stärker auf Männer bezogen wird. Allgemein kann anhand aller Gruppendiskussionen davon ausgegangen werden, dass eine Öffnung in Richtung Arbeitsteilung im Haushalt passiert ist. Die meisten Jugendlichen, sowohl weiblich als auch männlich, wollen also eine Großteils gerechte Aufteilung, zumindest in Bezug auf Hausarbeiten wie waschen, putzen usw. Herauszulesen ist aber, dass alle Jugendlichen von einer gewissen „logischen Natürlichkeit“ oder Selbstverständlichkeit der weiblichen Hausarbeit ausgehen (siehe Kap. 5.3.1). Die jungen Frauen wünschen sich die Mithilfe ihrer Partner, gehen aber davon aus, dass sie zuständig für Hausarbeiten sind. Die jungen Männer gestehen ihren Partnerinnen gewisse Hilfestellungen zu, sehen sich aber nicht als gleich verantwortlich an. In zwei Gruppendiskussionen (GD 2 und GD 3) sprechen zwei junge Männer davon, dass es auf die Frau ankommt, bzw. darauf wie zufrieden sie mit der Beziehung sind. Sollte die Zufriedenheit in der Beziehung also sinken oder allgemein nicht so groß sein, würden sich diese noch weniger bis gar nicht für den Haushalt verantwortlich fühlen. Dies wiederum bestätigt die Annahme der Frau als Haushaltszuständige.

In der ersten Gruppendiskussion zeigt sich dieses Schema auch sehr deutlich. Bis auf einen Jugendlichen, der sich klar für ein gleichberechtigtes Verhältnis ausspricht, gehen alle anderen männlichen Jugendlichen, inklusive einer weiblichen davon aus, dass der Bereich Hausarbeit klar weiblich konnotiert ist. Die Mithilfe im Haushalt ist aber von der erwähnten weiblichen Jugendlichen erwünscht und von den übrigen wird diese geduldet bzw. als Kompromiss in Kauf genommen. Im Verlauf der Diskussion spricht eine andere Jugendliche darüber, dass sie auf gar keinen Fall den Haushalt oder die Hausarbeit erledigen will, sondern dies lieber ihrem Partner überlässt. Auf diese Aussage hin wird sie von zwei männlichen Jugendlichen zurechtgewiesen und gleichzeitig abgewertet (vgl. GD 1, Abs. 17-30). Sie wird sanktio-

7. Auswertung und Interpretation

niert und aufgrund ihres Statements als „unweiblich“ dargestellt. Sie entspricht nicht mehr den vorausgesetzten Geschlechterstereotypen, die in Kapitel 2.2 genauer beschrieben wurden.

Passend zu den angesprochenen Eigenschaften und Bereichen, die Frauen zugeschrieben bekommen, antwortet beispielsweise ein Jugendlicher der zweiten Gruppendiskussion auf die Frage, wie und ob Frauen alleine Kindererziehung und Haushalt bewerkstelligen können: „*Des is donn da Job ,Mami‘*“ (GD 2, Abs. 219). Er geht also klar von dem „geschlechtstypischen“ Bild der Frau als Hausfrau bzw. Haushaltszuständige und Mutter aus.

Ein anderer Jugendlicher (GD 3) versucht zwar die Frau als emanzipiert oder sogar als dominant darzustellen, erläutert dies aber anhand eines gegenteiligen Beispiels. Er sagt, die Frau setzt sich beim Einkaufen durch, weil der Mann nicht weiß, was zuhause alles an Lebensmitteln benötigt wird (vgl. GD 3, Abs. 166-170). Dies lässt aber eindeutig auf die traditionelle Aufteilung des Haushalts zwischen Frauen und Männern schließen und nicht auf einen fortschrittlichen und emanzipierten Zugang.

KOCHEN

Auch in Bezug auf das Thema Kochen haben sich die Jugendlichen der drei Gruppendiskussionen geäußert. Grundsätzlich ist es interessant, dass sich hierzu vor allem die männlichen Jugendlichen Gedanken gemacht und diese mit der Gruppe geteilt haben.

Die Jugendlichen der dritten Gruppendiskussion würden ihrer Partnerin zwar helfen, da sie aber alle behaupten nicht kochen zu können, wäre dies ein Aufgabenbereich der Frau, da diese einfach talentierte auf diesem Gebiet sei. Einer meint, er würde ab und zu diesen Dienst übernehmen, aber fügt diesen Satz hinzu: „*Oba jedn Tog würd ma glaubi voll am Orsch gehen*“ (GD 3, Abs. 132). Was würde aber passieren, wenn die Frau oder Partnerin nicht kochen kann oder will? Deutlich wird hierdurch die Wirkung der geschlechtsspezifischen Sozialisation, die Frauen und Männer ihren immer noch traditionellen Rollen zuweist.

Bezüglich des Themas Kochen war interessant, dass dieses in der zweiten Gruppendiskussion als Bereich erwähnt wurde, in dem besonders Männer gut sind. Hingegen in der ersten Gruppendiskussion dieser Bereich klar den Frauen zugeteilt wurde. Bei genauerer Nachfrage stellte sich heraus, dass in der ersten Gruppendiskussion von den Chef- bzw. Fernsehköchen die Rede war. Auf diese wurde aber auch in der ersten Gruppendiskussion Bezug genom-

men: Frauen sind zwar für das Kochen zuhause zuständig und haben es sogar „in den Genen“ (GD 1, Abs. 348), Männer hingegen seien kreativer und somit besser als Chefköche geeignet. Für beide Gruppendiskussionen, in welchen dieses Thema angesprochen wurde, gilt also der Unterschied des „privaten“ Kochens, für welches die Frauen zuständig sind und des „öffentlichen“ Kochens, welches als männlich dominiert bezeichnet wird (Unterschied Privates-Öffentliches siehe Kap. 2.1).

7.6 Wissenschaft/Führungspositionen

In Bezug auf Wissenschaft und Führungspositionen gibt es immer noch einen Unterschied zwischen Frauen und Männern. Wie in Kapitel 5.3.1 schon erläutert zeigt die vertikale Segregation eine klare männliche Vormachtstellung nicht nur in den Führungspositionen der Wissenschaft, sondern auch anderen beruflichen Bereichen auf.

In der ersten Gruppendiskussion äußert sich ein Jugendlicher darüber, dass Männer gute Erfinder und Wissenschaftler sind, die geschichtlich gesehen viele Dinge erfunden und entwickelt haben. Daraufhin meinen zwei weibliche Jugendliche, dass auch Frauen gute Wissenschaftlerinnen sind, darauf spricht ein weiterer Jugendlicher Marie Curie als Beispiel an (vgl. GD1, Abs. 316-334). In der Diskussion zeigt sich vor allem schulisches Wissen, dass auf einer von den Jugendlichen sehr subjektiv erlebten Geschichte basiert, die sehr männlich dominiert war und auch aus männlicher Sicht beschrieben wurde. Trotzdem gehen einige Jugendliche dieser Gruppendiskussion davon aus, dass Frauen gute Wissenschaftlerinnen sind und zeigen somit auch die realen Veränderungen der Gesellschaft auf, dass die Wissenschaft nicht mehr männlich dominiert ist.

Bezüglich der Führungspositionen spricht ein Jugendlicher eine Politikerin an, die angeblich sehr unbeliebt ist, worauf hin mehrere Jugendliche kontern und äußern, dass sie aber trotzdem in einer Führungsposition tätig ist und dies gut macht. Die Jugendlichen sprechen weiter darüber und kommen zu dem Schluss, dass Frauen gut für Führungspositionen geeignet sind (vgl. GD 1, Abs. 373-382). Auch diese Gruppenmeinung über kompetente Frauen in Führungspositionen zeigt eine Öffnung, die sich langsam auf gesellschaftlicher Ebene durchsetzt. Sowohl Frauen als auch Männer können kompetente leitende Personen sein, sofern sie die richtigen Schlüsselqualifikationen besitzen.

7. Auswertung und Interpretation

Bei der dritten Gruppendiskussion zeigt sich jedoch ein etwas unterschiedliches Ergebnis. In Bezug auf Führungspositionen sind drei von vier Teilnehmende der Meinung, dass Männer beispielsweise im Beruf „Manager“ besser sind als Frauen, also die Gesamtsituation besser im Griff haben (vgl. GD 3, Abs. 93-109). Die Meinung der Jugendlichen schließt zwar Frauen in Führungspositionen nicht aus, aber benennt klar Männer als die angeblich besser geeigneten. Bezüglich des Themas Wissenschaft und wissenschaftliche Fähigkeiten gehen die Jugendlichen aber davon aus, dass Frauen und Männer gleich gut für diesen Bereich einsetzbar sind. Hier zeigt sich, so wie bei der ersten Gruppendiskussion schon erwähnt, eine gleichberechtigte Ausgangslage für Frauen und Männer, die sich als „normal“ in der Gesellschaft durchzusetzen beginnt.

7.7 Technik

Bezüglich des Themas Technik zeigt sich bei der ersten Gruppendiskussion, dass die meisten männlichen Jugendlichen dieses Gebiet als männerdominiert und allgemein als männlich auslegen. Ein Jugendlicher spricht sich aber klar dafür aus, dass Frauen auch technikbegabt sind und nur weil dies früher einmal anders war, bedeutet das nicht, dass Frauen gegenwärtig nicht in Technikberufen tätig sein können. Eine weitere Jugendliche stimmt ihm zu und spricht sich für technisch begabte Frauen aus (vgl. GD 1, Abs. 41-43). Die Tendenz der weiteren Gruppendiskussion geht in die Richtung, dass Frauen schon auch im Technik-Bereich tätig sind, aber die Ausnahme bilden und Männer Großteils einfach technisch begabter sind. Eine Jugendliche meint: *„De Männer san begabter, also vielleicht bei 100% san 10% von de Frauen technisch begabt“* (GD 1, Abs. 271). Einerseits zeigt sich also, dass die Jugendlichen Frauen durchaus zutrauen in technischen Berufen tätig zu sein und auch eine gewisse Begabung haben, aber andererseits gestehen sie gleichzeitig den Männern mehr technische Fähigkeiten zu. Diese Fähigkeiten beruhen sehr häufig aber darauf, dass Frauen und Männer unterschiedlich sozialisiert werden und die Mädchen und Jungen für die verschiedenen Bereiche einen anderen Zugang haben (siehe Kap. 5.2).

In der zweiten Gruppendiskussion wird deutlich, dass die Verbindung von Frauen und Technik für die Jugendlichen nichts Außergewöhnliches darstellt und genauso gut möglich ist, wie Männer im Sozialbereich. Doch zeigt sich während der weiteren Diskussion am Beispiel Me-

chaniker oder Mechanikerin, dass zumindest die männlichen Jugendlichen ihr Auto lieber von einem Mann reparieren lassen würden als von einer Frau (vgl. GD 2, Abs. 232-255). Die männlichen Jugendlichen gehen davon aus, dass Frauen technisch begabt sind und einem solchen Beruf nachgehen können, in der Praxis zeigt sich aber, dass ihr Vertrauen dem Mechaniker gilt. Weiters ist anzumerken, dass es für die Jugendlichen dieser Diskussion, sowohl weiblich als auch männlich, selbstverständlich ist, dass Frauen in der technischen Berufssparte tätig sein können und sind.

Die dritte Gruppendiskussion veranschaulicht ein etwas anderes Bild, denn drei der vier Jugendlichen sehen Frauen aufgrund ihrer besseren sozialen Kompetenz als passender für den Sozialbereich und Männer aufgrund ihres Technik-Interesses für den technischen Bereich als geeigneter (vgl. GD 3, Abs. 45-71). Dieses Bild entspricht der schon erwähnten geschlechtsspezifischen Sozialisation bzw. deren Auswirkungen. Ein Jugendlicher meint aber im Gegensatz zu den anderen, am Beispiel Mechaniker oder Mechanikerin, sein Auto lieber von einer Mechanikerin reparieren zu lassen, da diese viel mehr davon versteht, was sie sagt (vgl. GD 3, Abs. 150-154). Er geht also davon aus, sofern die Frau diesen Beruf erlernt, ist sie kompetent und vertrauenswürdig.

7.8 Gleichheit (?)

Die Kategorie Gleichheit meint, wie in Kapitel 4 schon beschrieben, Gleichberechtigung bzw. gleiche Rechte, die im Umgang mit allen Menschen beachtet werden sollten. Der Begriff Gleichheit meint also nicht alle Individuen ganz identisch zu behandeln, sondern ihnen die gleichen Rechte zuzugestehen und im gleichen Zuge eine Pädagogik der Vielfalt nicht aus den Augen zu verlieren, die auf einzelne Individuen und ihre unterschiedlichen Bedürfnisse eingeht.

Die Jugendlichen der ersten Gruppendiskussion versuchen gegen Ende des Gesprächs auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen und rücken Frauen und Männer als gleichberechtigt in den Mittelpunkt. Nur ein Jugendlicher meint, dass er die Gleichheit zwischen den Geschlechtern nicht zu 100% bestätigen kann, Frauen und Männer seiner Meinung nach, also nur fast als gleich angesehen werden können. Er spricht beispielsweise davon, dass unterschiedliche Denkweisen an den Tag gelegt werden (vgl. GD 1, Abs. 417-419). Dieser Jugendli-

7. Auswertung und Interpretation

che sieht also eine Verschiedenheit in der Wertigkeit von Frauen und Männern und spricht unterschiedliches Denken an. Mit dem Verweis auf dieses unterschiedliche Denken liegt er nicht unbedingt falsch, da sozialisationsbedingt zumindest andere Handlungsweisen von Frauen und Männern nachgewiesen werden können (siehe Kap. 5.2.1, 5.2.2).

Die übrigen Teilnehmenden jedoch sehen Frauen und Männer als gleichberechtigte Individuen an, die in einer Gesellschaft nebeneinander und miteinander existieren.

Auch in der zweiten Gruppendiskussion zeigt sich dieser Trend. Denn bis auf einen Jugendlichen sehen die DiskutantInnen Frauen und Männer allgemein als gleichberechtigt an. Eine Jugendliche äußert sogar:

„I glaub jo, dass de Menschen eher des Büd von früher hatten, also wo die Männer eher so des stärkere Bild hatten und so. Und die Frauen eher so die Putzfrauen und Köchinnen woan und des hot ma hoid no imma des Büd. Und das ka Mensch vastehn wü, dass jetzt eigentlich die Frauen mehr an da Macht, vielleicht, sind“ (GD 2, Abs. 358-360).

Diese Jugendliche sieht Frauen hierarchisch höher gestellt an als Männer. Sie drückt also klar eine Veränderung der Geschlechterhierarchie aus, die zwar so faktisch noch nicht existiert, aber veranschaulicht, dass der Wandel der Geschlechterverhältnisse langsam aber sicher in den Köpfen der einzelnen Individuen ankommt und Platz findet.

In der dritten Gruppendiskussion wird diese Dynamik der Gleichberechtigung auch sichtbar und ein Jugendlicher stellt fest, dass vor allem die Erziehung und das Umfeld wichtige und zentrale Aspekte der Entwicklung darstellen (vgl. GD 3, Abs. 194-195). Genau dies kann beispielsweise durch die Offene Jugendarbeit mitbeeinflusst werden und sowohl JugendarbeiterInnen als auch Jugendliche zu einem fairen und gleichberechtigten Handeln bewegen (siehe Kap. 4).

8. Resümee

Zusammenfassend gesagt sind, wie im Theorieteil der Arbeit schon beschrieben, in der Gesellschaft der Geschlechterdualismus und die damit zusammenhängenden unterschiedlichen Geschlechterverhältnisse immer noch vorzufinden und beeinflussen jede/n Einzelne/n. Die Individuen werden kategorisiert als Frauen und Männer und bekommen zusätzlich dazu passende Eigenschaften. Diese geschlechtsspezifischen Eigenschaften, die einer gesellschaftlichen und individuellen Wertung unterliegen, werden von Kindern während der geschlechtsspezifischen Sozialisation erlernt und prägen das spätere Leben sehr stark.

Hier kann die Offene Jugendarbeit ansetzen und durch geschlechtsneutrale oder geschlechtersensible Arbeit mit Mädchen und Jungen ihren Beitrag für die Veränderung der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft leisten. Vor allem die JugendarbeiterInnen sollten hierfür aber dementsprechend selbstreflektiert sein und ein Wissen über das ungleiche Geschlechterverhältnis und die Ungleichbehandlung von Frauen und Männern haben, um den Jugendlichen als Vorbilder zu dienen. Nur so kann gewährleistet werden, dass die weiblichen und männlichen Jugendlichen im Sinne einer Pädagogik der Vielfalt die Möglichkeit bekommen, ihre Rollenbilder von Frauen und Männern zu überdenken und neu zu konstruieren bzw. zu erweitern.

Um einen aktuellen Ausschnitt aus der Wirklichkeit zu bekommen wurden in dieser Arbeit, wie schon im Empirieteil erläutert, insgesamt 20 Jugendliche, wovon 13 männlich und 7 weiblich waren, in drei unterschiedlichen Gruppendiskussionen zu ihren Frauen- und Männerbildern befragt. Im Weiteren soll nun auf die Beantwortung der zu Beginn gestellten Forschungsfragen eingegangen werden:

Welche Eigenschaften schreiben weibliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Welche Eigenschaften schreiben männliche Jugendliche Frauen und Männern zu?

Durch die Analyse der Kategorie „geschlechtsspezifische Eigenschaften“ können die Forschungsfragen, ob weibliche und männliche Jugendliche Frauen und Männern unterschiedliche Eigenschaften zuschreiben, ansatzweise beantwortet werden. Zwischen den jungen

8. Resümee

Frauen und Männern gibt es keine gravierenden Unterschiede bezüglich der Zuschreibung von geschlechtsspezifischen Eigenschaften. Das bedeutet, dass weibliche und männliche Jugendliche ähnliche Vorstellungen haben, welche Eigenschaften Frauen aber auch Männer Großteils besitzen „sollten“. Vor allem in Bezug auf das Thema „Gefühle zeigen“ wird klar, dass sowohl weibliche als auch männliche Jugendliche davon ausgehen, dass Frauen gefühlsbetonter sind und Männer ihre Gefühle nicht zeigen (siehe Kap. 7.1). Deutlich wird aber auch, dass sehr viele Jugendliche beispielsweise die Eigenschaft „Durchsetzungsfähigkeit“ nicht nur als männlich konnotiert wahrnehmen, sondern auch den Frauen zugestehen. Dies veranschaulicht, dass sowohl bei den jungen Frauen als auch bei den jungen Männern eine Öffnung bezüglich geschlechtsspezifischer Eigenschaften stattgefunden hat.

Wie sehen Mädchen und Jungen die unterschiedliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern?

Auch hier unterscheiden sich die Aussagen der weiblichen und männlichen Jugendlichen nicht sehr stark voneinander. Der Trend oder die Tendenz geht in Richtung gerechtere Aufteilung sowohl im Beruf als auch im Bereich der Hausarbeit. Die weiblichen Jugendlichen äußern den Wunsch bzw. das Ziel arbeiten zu gehen und erwarten von ihren zukünftigen PartnerInnen klar eine Unterstützung im Haushalt. Die männlichen Jugendlichen sprechen darüber in ihrer künftigen Familie bei der Kindererziehung und der Hausarbeit tatkräftig mitzuhelfen (siehe Kap. 7.3, 7.4, 7.5). Es bleibt aber zu betonen, dass von den meisten Jugendlichen die Frauen die Rolle der teilzeitarbeitenden Mutter und Hausfrau zugeteilt bekommen und die Männer als Vollzeit-Berufstätige und Unterstützer bei der Kindererziehung und dem Haushalt angesehen werden. Wie schon erwähnt wird ein Wandel in den früher sehr strikten Geschlechterbildern sichtbar, aber das Male-Breadwinner-Konzept überwiegt in den Köpfen der meisten befragten Jugendlichen.

Inwiefern gibt es einen Unterschied, wie Mädchen oder Jungen Frauen und Männer sehen?

Wie schon weiter oben erwähnt, gibt es keinen gravierenden Unterschied zwischen den befragten Jugendlichen, egal ob weiblich oder männlich. Die geschlechtsspezifische Sozialisation beeinflusst die Mädchen und Jungen zwar unterschiedlich in ihrer Entwicklung, verweist

aber klar auf die jeweiligen geschlechtsspezifischen Eigenschaften, die gesellschaftlich anerkannt sind und somit immer wieder reproduziert werden. Diese werden größtenteils auch von den Jugendlichen geteilt und sind Teil ihrer Frauen- und Männerbilder. Während den Diskussionen stellt sich zwar heraus, dass die meisten Teilnehmerinnen zwar ein emanzipierteres Bild bzw. eine fortschrittlichere Vorstellung von sich selbst haben, welches sich aber im weiteren Gespräch meist relativierte, da die von der Sozialisation übertragene Verantwortung als Mutter und somit für die Kindererziehung großteils allein zuständige Person, im Vordergrund stand. Auch für die meisten männlichen Jugendlichen war die Hauptverantwortung der Frau als Mutter und Zuständige für die Kindererziehung logisch und sie sahen sich selbst als vollzeitberufstätige Väter, die an der Kindererziehung Teil haben, sofern die Arbeit dies zulässt. Wie schon oben erwähnt, ist das Male-Breadwinner-Modell in aufgelockerter Art und Weise immer noch sehr stark vorzufinden. Dies lässt sich aber nicht nur auf die einzelnen Frauen und Männer zurückführen, sondern auch auf strukturelle Gegebenheiten, die es Frauen erschweren als gleichwertige und vor allem gleichbezahlte Individuen am Arbeitsmarkt gesehen zu werden.

Alles in allem lässt sich aber ein Trend in Richtung Auflockerung der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse bzw. im Frauen- und Männerbild von Jugendlichen festmachen. Diese wahrnehmbare Transformation stellt wiederum eine verbesserte Basis für zukünftige Generationen dar, welche die Gleichstellung von Frauen und Männern nach und nach erreichen können.

9. Literaturverzeichnis

- Adler, Marina/Lenz, Karl (2010): Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung. Band 1. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Bentheim, Alexander/May, Michael/Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (2004): Gender Mainstreaming und Jungenarbeit. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2008): Geschlecht. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterforschung, H. 1, S. 143-151.
- Bergmann, Nadja/Sorger, Claudia (2007): Die Umsetzung von Gender Mainstreaming in der österreichischen Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik. Ein Erfahrungsbericht der Gender Mainstreaming Koordinationsstelle im ESF. Wien. In: http://www.irsocialresearch.at/files/GEM_Erfahrungsbericht.pdf [25.11.11].
- Bitzan, Maria (2004): Lebensweltbezogene Mädchenarbeit – Mädchenbewusste Lebensweltorientierung. In: Grunwald, Klaus (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientiert Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 417-433.
- BMWFJ (Hrsg.) (2005): Fünfter Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien. In: http://www.bmwfj.gv.at/Jugend/Forschung/jugendbericht/Documents/fuenfter_jugendbericht.pdf [20.10.11].
- BMWA (Hrsg.) (o.J.): Elternkarenz und Elternzeit. Arbeitsrechtlicher Leitfaden. In: http://www.ams.at/docs/001_elternkarenz_arbeitsrecht_bmwa.pdf [16.05.12].
- BMWFJ (Hrsg.) (2011): Sechster Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien. In: <http://www.dv-jugend.at/publikationen/oja-oesterreich/> [20.10.11].
- bOJA (2011a): Broschüre Offene Jugendarbeit. In: http://www.boja.at/index.php/qualitaet-und-offene-jugendarbeit/qualitaetsweiterentwicklung/511-broschuere-offene-jugendarbeit-in-oesterreich.html#.UB_KfE2Tv0c [20.10.11].
- bOJA (2011b): Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich. In: http://www.boja.at/index.php/qualitaet-und-offene-jugendarbeit/qualitaetsweiterentwicklung/576-qualitaetshandbuch-offene-jugendarbeit-in-oesterreich.html#.UB_K5E2Tv0c [20.10.11].

-
- Böhnisch, Lothar (2005): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 4., überarbeitete Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.
 - Böhnisch, Lothar/Funk, Heide (2002): Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim und München: Juventa Verlag.
 - Böllert, Karin/Karsunky, Silke (2008): Genderkompetenz. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 7-15.
 - Brückner, Margrit (2010): Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen: Auf der Suche nach neuen Wegen. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 549-558.
 - Cloos, Peter/Köngeter, Stefan/Müller, Burkhard/Thole, Werner (Hrsg.) (2009): Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
 - Cornelißen, Waltraud (2002): Gleichstellungspolitik, Gender Mainstreaming, Geschlechterverhältnisse. Neue Diskurse – Alte Praxis? Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterforschung, 20, H. 1., S. 4-8.
 - Drogand-Strud, Michael/Rauw, Regina (2005): Geschlechtsbezogene Pädagogik in der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167-180.
 - Franke, Marcel (2010): Cross Work - Überkreuzpädagogik. In: Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Zugänge in der offenen Jugendarbeit. In: http://www.dv-jugend.at/fileadmin/user_upload/Pdfs/geschlechtsbezog_OJA_23.06.doppel.pdf [22.11.11]
 - Franke, Marcel/Rümmele, Anja Sagara/Scheffknecht-Zangerle, Petra (2008): Geschlechtsbezogene Jugendarbeit im offenen Handlungsfeld. In: Kojé (Hrsg.): Das ist offene Jugendarbeit. Offene Jugendarbeit in Vorarlberg hat Qualität – jetzt und in Zukunft. Hohenems; Wien: Bucher, S. 212-220.
 - Frauenbüro Magistrat Stadt Wien (2001): An Introduction to Gender Mainstreaming. Wien: Agens-Werk.

9. Literaturverzeichnis

- Graff, Ulrike (2005): Mädchen. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59-65.
- Hagemann-White, Carol (2010): Geschlechtertheoretische Ansätze. In: Grunert, Cathleen/Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 153-175.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart.
- Häfele, Eva (2011): Die außerschulische Jugendarbeit. In: BMWFJ (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien. In: <http://www.dv-jugend.at/publikationen/oja-oesterreich/> [20.10.11].
- Heimgartner, Arno (2011): Der Weg zu empirischen Portraits der Offenen und der Verbandlichen Jugendarbeit in Österreich: Sichtbare Partizipation und mehr. In: BMWFJ (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien. In: <http://www.dv-jugend.at/publikationen/oja-oesterreich/> [20.10.11].
- Hof, Renate (2005): Die Genese des Konzepts gender. In: Boßmann, Hadumond/Hof, Renate (Hrsg.): Genus. Geschlechterforschung/Genderstudies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, S. 6-35.
- Jähningen, Roland (2002): Offene Jugendarbeit: Jungenarbeit in der offenen Arbeit mit Kindern und Teenies. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Junventa Verlag. S. 157-172.
- Kelle, Helga (2003): Geschlechterverhältnisse in Transformation. In: Gogolin, Ingrid/Tippelt, Rudolf (Hrsg.): Innovation durch Bildung. Beiträge zum 18. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske+Budrich. S. 109-128.
- Klees, Rante/Marburger, Helga/Schumacher, Michaela (2007): Mädchenarbeit. Praxis- handbuch für die Jugendarbeit. Teil 1. 6. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Klöver, Barbara/Moser, Sonja/Straus, Florian (2009): Was bewirken (Jugend-)Freizeitstätten? – ein empirisches Praxisprojekt. In: Kinder- und Jugendarbeit wirkt. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

-
- Kolip Petra (1999): Riskierte Körper. Geschlechtsspezifische somatische Kulturen im Jugendalter. In: Dausien, Bettina/Herrmann, Martina/Oechsle, Mechtild/Schmerl, Christiane/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft. Opladen: Leske+Budrich. S. 291-303.
 - Kontos, Silvia/May, Michael (2008): Hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus: Überlegungen zu einem analytischen Bezugsrahmen zur Untersuchung von Geschlechterverhältnissen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterforschung, 26, H.1, S. 3-13.
 - Krafeld, Franz Josef (2001): Jungen und junge Männer- Jungensozialarbeit. In: Fülbier, Paul/Münchmeier, Richard (Hrsg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Band 1. Münster: Votum, S. 559-570.
 - Krafeld, Franz Josef (2005): Jungen und Mädchen in Cliques. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71-77.
 - Krüger, Helga (2008): Genderkompetenz im Kontext von Familie. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163-186.
 - Kunert-Zier, Margitta (2008): Den Mädchen und den Jungen gerecht werden – Genderkompetenz in der Geschlechterpädagogik. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 47-76.
 - Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. 2. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
 - Meuser, Michael (2005): Junge Männer. Aneignung und Reproduktion von Männlichkeit. In: Fleßner, Heike/Herschelmann, Michael/Pech, Detlef (Hrsg.): Jungenarbeit. Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft. Oldenburg: BIS Verlag.
 - Niederbacher, Arne/Zimmermann, Peter (2011): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
 - Nörber, Martin (2005): Peer Education als konzeptionelle Grundlage in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 262-267.

9. Literaturverzeichnis

- OECD (2011): Society at a Glance. In: http://www.oecd-ilibrary.org/social-issues-migration-health/society-at-a-glance-2011_soc_glance-2011-en [1.08.12].
- Pfau-Effinger, Brigitte (2002): Changing Welfare States and Labour Markets in the Context of European Gender Arrangements. In: <http://www.socsci.auc.dk/cost/gender/Workingpapers/pfaueffinger.pdf> [10.01.2012].
- Pfau-Effinger, Brigitte (2005): Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz. In: http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/tagungen/wandel_geschl_pfau_effinger.pdf [10.01.2012].
- Rabe-Kleberg, Ursula (2002): Hauptsache Geschlecht? – Gender, Doing Gender und Gender Mainstreaming. Oder: Vom Begreifen zum Eingreifen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterforschung, 20, H. 1., S. 8-11.
- Rauw, Regina (2010): Was ist eigentlich ein Mädchen? Reflexion von Mädchenbildern und Konsequenzen für die Mädchenarbeit. In: Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Zugänge in der offenen Jugendarbeit. In: http://www.dv-jugend.at/fileadmin/user_upload/Pdfs/geschlechtsbezog_OJA_23.06.doppel.pdf. [20.10.2011].
- Rick, Holger (2008): Männlichkeiten auf dem Prüfstand – Zum Rollenverständnis von Jungen. In: Eckey, Barbara/Haid-Loh, Achim/Jacob, Karin (Hrsg.): Jugend bewegt Beratung. Adoleszenz als Herausforderung und Chance für die Erziehungsberatung. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 185-217.
- Rose, Lotte (2007): Gender und Soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH.
- Scambor, Elli (2010): Boys don't cry? Girls don't swear? Repräsentationen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten. In: Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Zugänge in der offenen Jugendarbeit. In: http://www.dv-jugend.at/fileadmin/user_upload/Pdfs/geschlechtsbezog_OJA_23.06.doppel.pdf. [3.01.2012].
- Schnee Bauer Richard (2001): Offene Jugendarbeit. Eine soziologische Untersuchung mit speziellem Bezug auf den Verein Jugend und Freizeit. Linz: Trauner Druck.

- Schröder, Achim (2005): Jugendliche. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-97.
- Sielert, Uwe (2005): Jungen. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit. 3., völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65-71.
- Statistik Austria (2012): Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/gender-statistik/vereinbarkeit_von_beruf_und_familie/index.html [31.07.12].
- Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit (Hrsg.) (2010): Geschlechtsbezogene Zugänge in der offenen Jugendarbeit. In: http://www.dv-jugend.at/fileadmin/user_upload/Pdfs/geschlechtsbezog_OJA_23.06.doppel.pdf. [20.10.2011].
- Stiegler, Barbara (2008): „Heute schon gegendert?“ Gender Mainstreaming als Herausforderung für die Soziale Arbeit. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 19-28.
- Sturzenhecker, Benedikt (2002): Arbeitsprinzipien aus der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Junventa Verlag. S. 27-36.
- Stuve, Olaf (2010): Jungenarbeit im Spiegel von Unterschiedlichkeit und Dominanzverhältnissen. In: Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Zugänge in der offenen Jugendarbeit. In: http://www.dv-jugend.at/fileadmin/user_upload/Pdfs/geschlechtsbezog_OJA_23.06.doppel.pdf.
- Werthmanns-Reppekus, Ulrike (2001): Jungfrauenvereine – Mädchensozialarbeit- Mädchenarbeit. In: Fülbier, Paul/Münchmeier, Richard (Hrsg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Band 1. Münster: Votum, S. 549-558

10. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Gleichbehandlung.....	37
Abb. 2: Plakate Gruppendiskussion.....	76

Quelle Abb. 1: <http://www.personalbeurteilung.de/wirtschaft/bejamin.htm> [3.01.12]

11. Anhang

CODEBAUM MAXQDA

Gleichheit (?)

Naturbedingtheit

Wissenschaft/Führungspositionen

Kindererziehung/Fürsorge

 Väterkarenz

Berufstätigkeit

 untypische Berufe

Technik

Hausarbeit

 Kochen

Geschlechtsspezifische Eigenschaften